This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

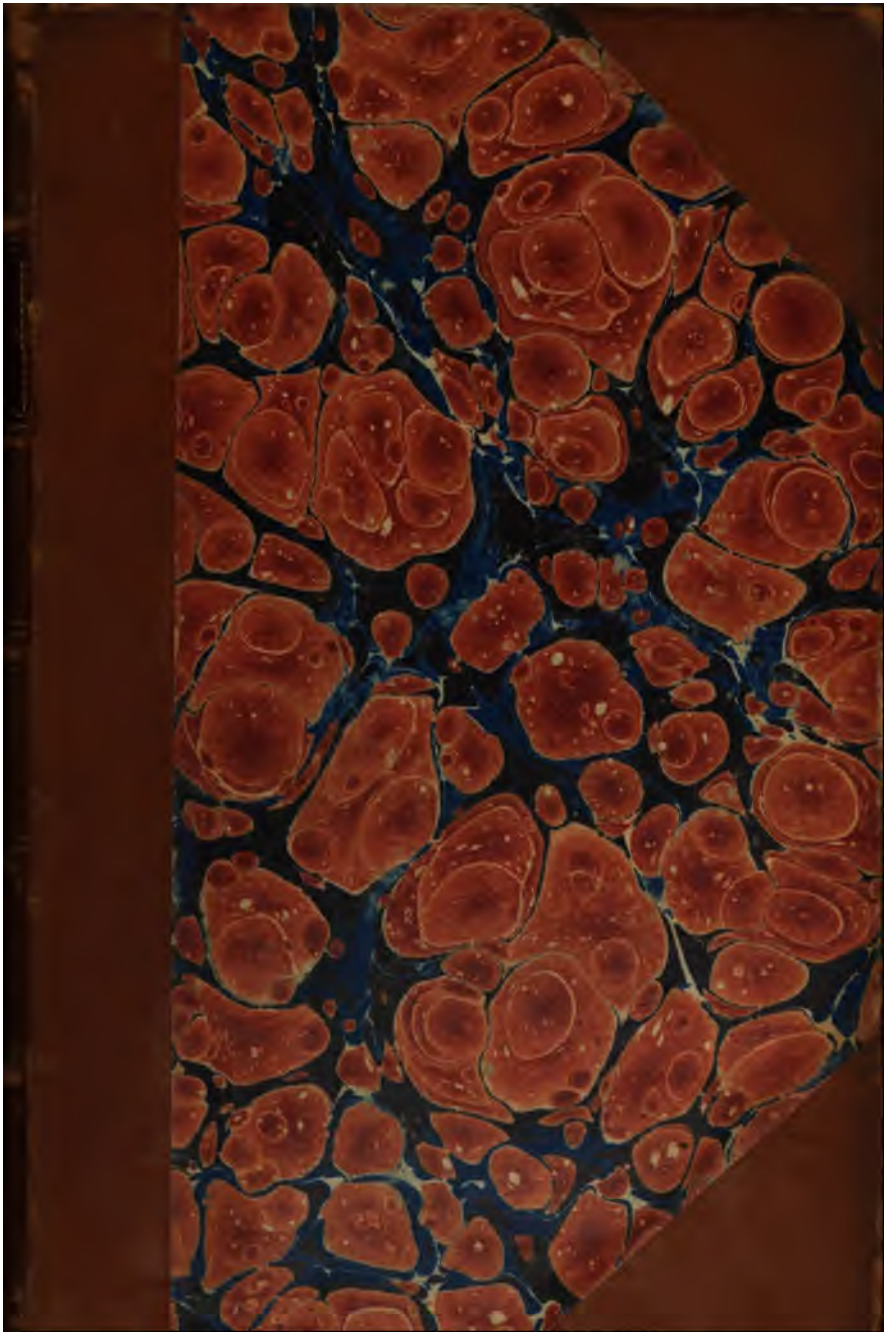
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

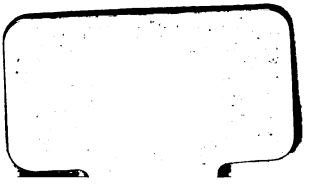
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



48.1039.



DIE GERMANISTEN

und

die Wege der Geschichte.

Von

C. Hinrichsen,

Verfasser der »Historischen Übersicht der Schleswig-Holsteinischen Bewegungen».

KOPENHAGEN.

Verlag der *A. F. Høst'schen* Universitätsbuchhandlung.

Gedruckt bei *S. Trier.*

1848.

Inhalt.

Vorrede ..... I—VIII.

Erstes Buch. *Vom Wirken der Nationalität als Naturgesetz.*

1. Die Naturseite der Geschichte ..... 3.
2. Die individualisirende Naturkraft ..... 13.
3. Die Racen ..... 20.
4. Die Entstehung der Nationen und Nationalitäten ..... 27.
5. Die Einflüsse des Bodens und des Climas ..... 47.
6. Die aussondernde und abstossende Kraft der Nationen .. 60.
7. Die Mischung der Völker ..... 75.

Zweites Buch. *Der Staat und die Nationalität im geschichtlichen Fortschritt.*

1. Die geistige Seite der Geschichte ..... 93.
2. Die orientalische Culturwelt ..... 96.
3. Das Hellenenthum ..... 107.
4. Der römische Staat ..... 117.
5. Die Auflösung der alten Welt ..... 128.
6. Das neue Weltprincip ..... 133.
7. Die Völkerwanderung ..... 139.
8. Das Verhältniss des Feudalismus zum natürlichen und staatlichen Leben ..... 146.
9. Die Nationalitäten im Mittelalter ..... 158.
10. Der Übergang zur neuen Zeit ..... 166.

Drittes Buch. *Nationalität und Staat in der Gegenwart.*

1. Vom Wesen des Staats im Allgemeinen . . . . . 173.
2. Das nationale Leben im staatlichen . . . . . 186.
3. Der Staat, was er gewesen und was er geworden . . . 195.
4. Der mittelalterliche und der neue Staat . . . . . 202.
5. Die Fragen der Gegenwart . . . . . 214.
6. Schluss . . . . . 230.

Vorrede.

Das vorliegende Buch war zum grössten Theile geschrieben, ehe der Krieg zwischen Dännemark und Deutschland ausbrach, in einer Periode, wo der Verfasser hoffte, dass das heranziehende Ungewitter sich werde vertheilen lassen. Die Zeit hat uns eines Besseren belehrt. Der Kampf gegen das von Hochmuth und Ausdehnungslust überschwellende Deutschland ward zur Nothwendigkeit für das in seiner Ehre und Selbstständigkeit tiefgekränkte Dännemark, ein Kampf, in welchem Deutschland eben so klein dasteht, wie die dänische Nation gross und ihrer Vorzeit würdig. Es ist ein bedeutungsvolles Zeichen, das keine der unbetheiligten Nationen dem deutschen Volke seine Zustimmung gegeben hat, wie es doch bei einem gerechten Kampfe natürlich wäre, dagegen viele die Sache beim rechten Namen nannten: einen mit schlechten Mitteln begonnenen und mit noch schlechteren fortgeführten Eroberungskrieg.

Doch nicht ein Eingehen auf die Tagesfragen ist der Zweck dieser Schrift. Das national-theoretische Deutschland, der wahre Brütofen des Völkerhasses, die germanistische Lehre von Deutschlands Welthegemonie in Folge seiner nationalen Vortrefflichkeit,

die verdrehte Geschichtsauffassung, welche schon seit Decennien in Deutschland üblich geworden ist, und in eben dieser Verdrehtheit allen Menschen klar ist, nur den ideologischen, vom Natürlichen und Gesunden stets abirrenden Deutschen nicht; diese zu bekämpfen und zwar weniger gegen deutsche Schriftsteller persönlich zu polemisiren, als von vornherein positiv eine andere Anschauung der Dinge gründlich zu basiren und geltend zu machen, ist des Verfassers Absicht. Um aber ein solches wissenschaftliches Ziel zu erreichen war es nothwendig, den Zorn des Augenblicks, die gerechte Aufwallung gegen das grosse elastische Vaterland fahren zu lassen — denn der Zornige wird von der Muse der Geschichte abgewiesen — und rein und allein die Sache zu behandeln. Die Hauptfrage dreht sich um das Grundwesen der Nationalität, ihre Bedeutung für die Geschichte und ihr Verhältniss zur allgemeinen Cultur. Als Kennzeichen der germanistischen Theorien sind hier zwei Punkte zu nennen: 1, *dass Alles, was Lebenskraft und historische Bedeutung im neueren Europa hat, germanischen Ursprungs ist (wobei Deutschthum und Germanenthum, zwei himmelweit verschiedene Dinge, gewöhnlich identificirt werden) und* 2, *dass der nationale Individualismus das einzige Ziel der neueren Zeit sei, infolge dessen dem deutschen Volke die Welthegemonie zufällt. Mit diesen Anschauungen ist die ganze Atmosphäre in Deutschland geschwängert bis zum Ersticken, und es wäre eine Wohlthat, nicht nur für die deutsche Nation selbst,*

sondern auch für ganz Europa, wenn dort ein wenig ausgelüftet würde.

Die wissenschaftliche Waffe ist hier nicht die schlechteste, nur muss die Wahrheit nicht gebraucht werden, um wehe zu thun. In vielen neueren Schriften ist Wahrheit sagen und Grobheiten sagen einerlei geworden, ja in der allerletzten Zeit bietet die periodische Presse — namentlich von Seiten Deutschlands gegen die Dänen — ein eigenthümliches Schauspiel dar, insofern die Reden sinnlos giftig werden, so dass man mitunter fast befürchten kann, der Schriftsteller wolle sich ein Leid anthun. Die Deutschen reden viel von antiken Characteren, aber ihr Zorn ist wirklich so unschön und frauenhaft hektisch, so entfernt von der kalten, stolzen Ruhe der Nordländer, dass sie in diesem Punkte nur mit den südlichen Völkern zu vergleichen sind. Aber ihre angeborne Empfänglichkeit für das ideelle Leben hebt sie wiederum weit über diese; und eben desshalb muss man gegen sie Waffen der Wissenschaft gebrauchen.

Jetzt gerade beginnen in Deutschland die Früchte des Germanismus zu reifen. Bei Lichte betrachtet ist der ganze Reichstag in Frankfurt nichts Anderes, als eine Fortsetzung der früheren Germanistenversammlungen, wie man sie z. B. in Lübeck hielt, nur dass sie jetzt offen politisch und executiv sind, was sie damals verstohlen waren. So lange sie Fragen behandelten oder noch behandeln, die nur Deutschland betreffen, kann man gegen ihr Einheitstreben

und die Regenerationspläne Nichts einwenden; im Gegentheile wird Jeder diesen Bestrebungen Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber ihr Gelüste geht im Grunde ganz anderswo hin, nemlich auf eine Hegemonie in Europa, als sogenanntes Herz des Erdtheils, als das heilige deutsche Reich, welches der Christenheit Gesetze schreibt. Seit Decennien ist dies der heranwachsenden Generation eingeimpft worden und eine solche Saat des nationalen Hochmuths ausgesäet, dass man sich über das jetzige Verfahren der Deutschen gar nicht wundern kann. Wie ein römischer Patricier seine Sklaven behandelte, so wollen sie andere Völker behandeln; was für sie Recht ist, soll andern Nationen Unrecht sein. Will man einige schön abgedruckte Exemplare des germanistischen Hochmuthsgenius kennen lernen, so lese man nur einige Nummern des jetzigen Kieler Correspondenzblatts und betrachte ihre vermeintliche »Überlegenheit« über die dänische Nation. So sind die Schüler; nun denke man sich erst die Meister. Sagt man einem Deutschen, dass seine Literatur allerdings reich und schön ist, aber doch in einzelnen Puncten der dänischen nachsteht, dass ganz Deutschland nicht im Stande gewesen ist, eine Nationalcomödie oder einen guten historischen Roman, wie etwa Ingemann's, zu produciren, dass die schönste Blüthe der Nationalität, der Volkshumor, bei ihnen nie in der Literatur zum Vorschein kommt, weil an die Stelle der Natürlichkeit ein unheimlich reflectirtes Wesen getreten ist — der Deutsche wird

alle diese Literaturgattungen unter seiner Würde erklären. Ich habe Holberg von Deutschen tadeln hören, weil ihm »der welthistorische Hintergrund« fehlt.

Ihrer ideellen Expansionslust entspricht die räumliche; die nächsten Gränzvölker, wie Polen, Czechen, Dänen, Holländer u. s. w. betrachten sie als Stufen zum deutschen Tempel, als Aussenwerke ihres Weltreichs, oder, wie ein Mann in Frankfurt sagte, als ihre Hausthüren; Frankfurt selbst aber ist der neue Erdnabel, wo die germanistische Pythia der staunenden Welt Orakel ertheilen soll.

Gegen all diese Überschwenglichkeit muss bei Zeiten eingeschritten werden. Freilich fehlt der antideutschen Bewegung in Europa, namentlich vom Osten her, noch Kraft und Zusammenhang, aber gehen die Deutschen in ihrer Geringschätzung fremder Völker so fort, wird der slavische Coloss schon über sie herfallen, wenn die Zeit erfüllt ist, und auch dem übrigen Europa werden sich die Augen öffnen.

Kein Völk lässt sich hassen, ohne wieder zu hassen, und so sind denn auch die Deutschen jetzt von ihrer ganzen Völkerumgebung so gründlich gehasst, wie eine Nation es nur sein kann. Natürlich schreiben sie das der fremden Nationaleitelkeit zu, aber Alles, was sie andern Völkern vorzuwerfen pflegen, reducirt sich gewöhnlich darauf, dass sie nicht sind wie die Deutschen. Sie selbst vergessen das Hochmuthsgerüste, welches sie schon seit 20 Jahren, seit dem Entstehen der germanistischen Theorien, bestiegen

haben, und von wo aus sie unablässig schwächere Völker gekränkt und verhöhnt haben. Dadurch sind sie die Erwecker der übermässig-heftigen Nationalitätsbewegungen geworden, welche jetzt ganz Europa entflammen. Jetzt, da wir mitten darin sind, erscheinen diese uns natürlich, aber nach nicht langer Frist werden die gegenwirkenden, versöhnenden Kräfte sich geltend machen, und die Deutschen werden mittlerweile auch wohl zur Einsicht gelangen, dass sie nicht berufen sind, Gottes wohlgegründete Erde aus den Fugen zu reissen.

ERSTES BUCH.

VON DEM WIRKEN DER NATIONALITÄT ALS NATURGESETZ.

»Ἀλλὰ μὴν οὐδέν γε ἄτακτον τῶν φύσει καὶ κατὰ φύσιν. ἡ γὰρ φύσις αἰτία πᾶσι τάξεως.«

Aristoteles. Phys.

Von dem Wirken der Nationalität als Naturgesetz.

§ 1. *Die Naturseite der Geschichte.*

Unter allen Fragen, welche der Geschichtsphilosophie angehören, scheint mir keine wichtiger, als die über das Verhältniss der natürlichen und der moralischen Ursachen des Entwicklungsganges der Menschheit. Denn einerseits ist dies eben der Punkt, wo nicht nur die empirische, sondern auch die pragmatisirende, reflectirte Betrachtung der Geschichte über sich selbst hinaus auf die Philosophie hingedrängt wird, und anderseits knüpft hier die philosophische Geschichtsauffassung an die höchsten Probleme des menschlichen Seins und Denkens überhaupt an. Für die Lösung dieser Frage aber kommt es gar sehr darauf an, in welcher Weise man sie aufstellt. Die hergebrachte Form der Disjunction, so dass man die blinde Naturnothwendigkeit und die selbstbewusste Freiheit sich gegenüberstellt, und die Geschichte, eben als Geschichte selbstthätiger und denkender Wesen da beginnen lässt, wo die Natur, als Vorbereiterin der

Geschichte ihre Rolle ausgespielt hat, mag wohl niemals zum Ziele, d. h. zur Wahrheit führen. Denn weder lässt jemals die Natur von ihrer Thätigkeit ab, noch ist das geistige und sittliche Element in der Menschenwelt der Art, dass es sich völlig der natürlichen Grundlage entbinden, und in reiner Schärfe allem Natursein, d. h. allem Nicht-Geistigen gegenübertreten kann. Hält man aber an jener Form des Gegensatzes fest, so geräth man in die Gefahr, entweder die Spontaneität des menschlichen Wirkens ganz in den Naturprocess aufgehen zu lassen, oder die Geschichte als ein nach principieller Überlegung zusammengefügtes autonomes Kunstwerk zu betrachten, das in seiner Bewegung und Entwicklung ganz anderen Gesetzen folgt, als denen, welche wir in der Natur wirken sehen. Beides ist gleich verderblich. Die erstere Art der Geschichtsbetrachtung, welche wir füglich die naturalistische [1] nennen können, sieht im Bildungsgange der Menschheit einen Process, in welchem nur potenzirte Naturkräfte wirken, und Alles sich mit derselben Nothwendigkeit gestaltet, wie auf den anderen physischen Gebieten, nur mit dem Unterschiede, dass die dabei Thätigen und Betheiligten, die Menschen, zufolge ihres Unvermögens, die unabsehbare Verkettung von Ursache und Wirkung zu ergründen, sich für selbstthätig und frei halten. An

1) Am schärfsten wurde diese Richtung zur Zeit der *lumières* in Frankreich ausgeprägt, namentlich in dem „*Système de la Nature par Mirabaud*" (*Londres* 1770) und in *Robinet's* Buch: *De la Nature (Troisième edition, Amsterdam* 1766). Vergl. *Fichte* „Über die Bestimmung des Menschen" (1800), im ersten Buch, „Zweifel" überschrieben.

die Stelle der wollenden und sich selbst bestimmenden Individuen treten hier Naturpotenzen oder Kräfte: Anziehung und Abstossung, Liebe und Hass, Bewegung und Trägheit, welche nach den ihnen einwohnenden Gesetzen die Geschichte fortführen. Damit wird freilich nicht der Vernunftzusammenhang aufgehoben, aber es erstirbt darin alles Interesse für die Geschichte der Menschheit, weil sie keine leitende Idee mehr hat, und das Reich der sittlichen Freiheit völlig vernichtet ist. Eine zweite Art der Welt- und somit auch der Geschichtsanschauung, welche zwar nicht die moralischen Ursachen in natürliche verkehrt, aber doch das menschliche Wollen und Handeln, im Grossen und Ganzen betrachtet, vorherbestimmten Gesetzen unterordnet, ist der Determinismus oder Spinozismus. Wo aber die Berechtigung des Individuellen sich ganz in die allgemeine Substanz verliert, und das endliche Leben dem unendlichen gleichsam als Beute anheimfällt, schwindet auch der Begriff von einer Offenbarung des Göttlichen im freien Wirken endlicher Wesen. Die tiefe Ruhe und lichte Klarheit der spinozistischen Philosophie, so hoch sie auch über allen jenen subjectivistischen Theoremen steht, welche den Menschen zum Zweckbegriff des Universums und Mittelpunkt aller Beziehungen machen[1]), führt dennoch nie zu einem Verständniss der Natur und Geschichte, weil sie die Bedeutung *des Werdens*, der Bewegung und lebendigen Entwicklung nicht erfasst. Es liegt darin eine solche

1) *„Dicunt enim, Deum omnia propter hominem fecisse, hominem autem, ut ipsum coleret." Spinoza. Ethica. Pars* 1. *Appendix.*

Hingebung an die Idee des Göttlichen, dass die göttliche und höchste Freiheit, welche Nothwendigkeit ist, und eine unendliche Vernunft voraussetzt, die ganze Welt der Endlichkeit und des Werdens absorbirt. *Spinozas* Erklärung des *modus* oder der *affectio*, als eines Dinges, das in einem Anderen ruhend, nicht aus und durch sich selbst verstanden wird, sondern stets wieder auf die letzte *determinatio*, die göttliche hinweist, trifft die Schöpfung in allen Theilen, so dass nirgends eine Freiheit, ein Ruhen des Dinges in sich (dadurch dass es seine eigne specifische Potenz hat) möglich wird. Alles erscheint leidend und ist nur da, um Bestimmungen zu empfangen von der ewigen Nothwendigkeit [1]).

Es ist leicht ersichtlich, dass die Geschichtsphilosophie, welche eben den Fortgang des Menschengeschlechts erklären soll, sich an den *Begriff der Entwicklung* anschliessen muss. Diesen fand *Aristoteles* durch Beobachtung der Natur, und ein tiefes Erfassen der *Idee des Werdens* ist dann auch zunächst dasjenige, was die *hegelsche* Philosophie belebt. Aber wir gewahren hier fast eine Umkehr des Spinozismus, insofern selbst das absolute Sein, die Gottheit, mit in den Werdensprocess hineingezogen wird, und sich erst durch die Entwicklung in der Geschichte realisirt. Es ist der Weltgeist, welcher sich nach den logischen Kategorien fortbewegt, und die Stufen, welche er in sich hat, auch

---

1) *„In rerum natura nullum datur contingens, sed omnia ex necessitate divinae naturae determinata sunt ad certo modo existendum et operandum." Ethic. Pars* 1. *Propos. XXIX.*

als Momente in der Wirklichkeit darlegt, worin im innersten Grunde die Weltgeschichte besteht [1]).

Diese Darstellungsweise hat den Vorzug, dass sie einen streng systematischen Zusammenhang des Ganzen und eine sehr grosse Fülle von Beziehungen des Einzelnen unter sich gewährt, dass sie den Sinn des historischen Denkers auf den allmäligen Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit hinlenkt, und ihn gleichsam zwingt, das Individuelle und die concrete Menge der Ereignisse, Thaten, Personen und Charactere dem Allgemeinen, den mit dialektischer Nothwendigkeit sich fortbildenden Principien, unterzuordnen. Auch ist nicht zu verkennen, dass zwischen der Bewegung des Begriffs in sich (mithin der logischen Kategorien) und der Entwicklung des Menschengeistes eine Analogie stattfinden muss, weil in beiden sich die Gesetze des Werdens offenbaren, aber auch nur eine Analogie, Nichts weiter. So können wir wohl sagen, dass die Geschichtsprincipien sich durch Satz und Gegensatz zur Synthese hinbewegen, dass auch in der Geschichte das πάντα ῥεῖ des Heraklit gilt, dass selbst die Ideen, welche das Menschenleben bestimmen, dem allgemeinen Werden unterworfen sind; aber wir gelangen bei einer rein *logischen* Auffassung der Geschichte niemals zum tieferen Verständniss des Individuellen und seiner Bedeutung für das Ganze. Alles soll des Princips willen geschehen sein, und das Princip liegt im Erfolg [2]). Damit werden

1) Vergl. die Einleitung zur Geschichtsphilosophie (Berlin 1840, pag. 66 u. fgg.).

2) Überall tritt bei *Hegel* die Triplicität des Begriffs wieder in der Geschichte hervor. So soll sich z. B. Sparta, Theben

obwohl die natürlichen, als die moralischen Ursachen von den logischen verdrängt, die natürlichen, weil sie neben dem Logos keine Selbständigkeit haben, die moralischen, weil das Individuum als bloßes Werkzeug des Zeitgeistes oder des sich nothwendig vollendenden Princips erscheint.

Es ist überhaupt ein gewagtes Beginnen, die Geschichte und ihre Erscheinungen nach metaphysischen Gründen zu construiren. Einestheils denke ich nicht hoch genug vom endlichen Menschengeiste, um dies überhaupt für möglich zu halten, und anderentheils scheint mir der Geschichte selbst, als der Entwicklung des in sich abgeschlossenen Menschheits-Organismus, eine Art Gewalt angethan zu werden, wenn wir sie nicht zuvörderst nach ihrem eigenthümlichen Wesen,

---

und Athen wie Satz, Gegensatz und Vermittlung verhalten (Philos. des Geistes. 1845. S. 75), und die Dreitheiligkeit der geschichtlichen Welten überhaupt, der orientalischen, klassischen und germanischen beruht auf demselben Grunde. Damit ist nicht einmal für das Verständniss der Erscheinungen selbst Etwas gewonnen, indem die Geschichte allerdings überall Gegensätze liebt und aus der Vereinigung dieser neue Producte höherer Art hervorruft, zugleich aber, ganz wie die Natur, einen Reichthum von Mittelgliedern und Parallelbildungen entfaltet, die der Starrheit des Begriffs entweichen, wie wir denn überhaupt nicht zu erkennen vermögen, warum gerade diese und keine andere Bildungen zum Vorschein gekommen sind. Bei jener Begriffsconstruction aber gewinnt es den Anschein, als hätten wir das Bildungsgesetz selbst erfasst und schliessen dann alles demselben Widersprechende als fremdartig aus. So müsste man ja nach *Hegel* meinen, dass mit der vollen Entwicklung des Germanenthums, als der letzten und höchsten Erscheinung, das Ende der Tage gekommen sei.

ihren besonderen Gesetzen, ihren durch die Natur bestimmten Schranken, Bedingungen und Grundlagen zu erkennen suchen. Denn die Natur ist mehr als die Vorbereiterin der Geschichte und ein Theater für die Menschheit, sie ist die ewige Begleiterin des Geistes, mit welchem sie in stetem harmonischen Verein wirkt, und der Mensch, als natürliches endliches Wesen, sowohl wie die Menschheit, als ein endlicher Gesammt-Organismus, folgt von Anbeginn an ihren grossen, unabänderlichen Gesetzen. Sie wirkte lange vor der Existenz der Menschen und ihrer Geschichte und wird diese eben so sicher überdauern. Daher scheint es mir eine Vernunftforderung, von der Naturseite der Geschichte auszugehen, und die Bedeutung der natürlichen Ursachen zu bestimmen, ehe wir die moralischen und logischen betrachten [1]). Dasjenige, was wir im eigentlichen Sinne Geschichte der Menschheit nennen, wird sicherlich nur durch das Vorwalten der letzteren möglich, aber es ist schon ein grosser Gewinn, zu der Erkenntniss zu gelangen, dass das Reich der menschlichen Freiheit und der sogenannten natürlichen Nothwendigkeit keine auseinanderstrebende und sich ausschliessende Gebiete sind, sondern in einem so innigen Vernunftzusammenhange und in so planvoller Wechselwirkung stehen, dass wir darin vielmehr einen tiefen Ausdruck göttlicher Weisheit erkennen. Die Natur ist nirgendwo

1) *Niebuhr* in der Einleitung zu seinen Vorlesungen über alte Geschichte spricht sich gegen eine solche Betrachtung der Naturseite aus. Ohne Zweifel gehört sie auch nicht in die Geschichte, wohl aber in die Geschichtsphilosophie.

weder gottlos noch geistlos, und sie, die den Menschen ihre reichsten und schönsten Gaben verlieh, hat am allerwenigsten Undank verdient.

Ich sagte, die Geschichtsphilosophie müsse an den Begriff des *Werdens* und der *Entwicklung* anschliessen. Es ist dies eben das Wesen endlicher, relativer Erkenntniss, das Sein nur in und durch das Werden zu begreifen. Betrachten wir nun das natürliche Werden, den Weltprocess, so sehen wir hier zwei Grundgewalten wirksam, welche sowohl das kosmische als das animalische und geschichtliche Leben lenken, das bildende und auflösende, das individualisirende und reunirende Princip. Auf der Wechselwirkung dieser beiden Pole beruht Alles, was wir Leben nennen, von den Sonnensystemen bis zu den Infusorien. Würde eine dieser Gewalten von der anderen bewältigt, so würde entweder die Lebenszeugung ins Unendliche gehn, oder die Vernichtung alles Existirenden eintreten. Das Gegenwirken dieser Principien aber ist die Erhaltung, welche nur dadurch zu Wege gebracht wird, dass der ewige Fluss des Werdens ununterbrochen fortgeht, dass nirgends starre Ruhe den Stoffwechsel hemmt und dass die verbrauchten Theile in demselben Maasse wieder in das grosse All zurückkehren, wie neue sich heranbilden. Darin liegt nicht nur das Leben überhaupt, sondern auch die Fortbildung von niederen zu höheren Formen. Wie wäre eine solche denkbar, wenn die ursprünglichen Bildungen und Verhältnisse in stets unveränderter Gleichheit fortdauerten? Die neuen Formen sind nicht bloss *receptacula* oder Extracte der alten, sondern auch andere, und je höher die Gebiete des organischen Lebens

sind, in desto vollkommnerer Weise andere. Betrachtet man die Natur, so spricht man wohl von ewiger Einerleiheit, aber ewig ist sie nur vom ephemeren Gesichtspunkte des Menschen aus. Die Entwicklungsgeschichte der Erde kann uns eines Besseren belehren, und je tiefer der menschliche Blick in das kosmische Leben eindringt, je mehr das, was er Ewigkeit nennt, sich nur als eine gewisse Periode und Entwicklungsstufe darstellt, in desto höherem Grade wird er überall das Ziel des Werdens, das Aufsteigen vom Niederen zum Vollkommneren wahrnehmen. In der Geschichte der Menschheit aber steht diese Thatsache als über allem Zweifel erhaben da. Die fortgehende Wechselwirkung des bildenden und auflösenden Princips, wie sie sich nicht nur im Sterben und Geboren-werden der Individuen, sondern auch im Vergehen und Entstehen der Völker, Staaten, Sprachen, Religionen, kurz dessen, was die eigentliche Grundlage des geschichtlichen Lebens ist, offenbart, erzeugt sowohl stets neue Kräfte und frische Formen, als auch vor Allem inhaltsreichere und höhere Kreise, welche die früheren an Dauer, Tiefe und Schönheit übertreffen. So lange der Betrachter der Geschichte in diesem ewigen Process des Werdens eben nur ein blosses Werden erblickt, das rastlos umgestaltend den Wechsel des Wechsels willen liebt, erscheint das Individuelle nichtig, und das Ganze ein Werk planloser Zufälligkeit; wenn er aber zur Einsicht gelangt, dass in diesem Werden sowohl die Erhaltung eines stets regen Lebens, als das Emporsteigen vom Niederen zum Höheren wurzelt, und auf natürlichem Wege ohne dieses nicht erreicht werden kann, so tritt das unlösbare Band, welches

Geist und Natur in der endlichen Welt an einander gefesselt, ihm als Ausdruck der ewigen Vernunft entgegen, welche das All beherrscht. Die fortbildende Natur, die φύσις δημιουργοῦσα, wie Aristoteles sie so schön nennt, würde für uns nicht die Quelle so reiner und tiefer Erkenntniss sein, wenn es nicht ihr innerstes Gesetz wäre, sich dem Geiste entgegen zu entwickeln, und sich im Geiste gleichsam von sich selbst zu befreien.

Desshalb ist die Natur nicht die Feindin der menschlichen Freiheit, welche neidisch auch dem Höchsten und Edelsten die irdischen Schlacken beimischt, wohl aber die Macht, welche der Freiheit ihr Maass und ihre Grenze giebt. Das Maass eines jeden endlichen Dinges, auch der Menschheit und des einzelnen Menschen, ist eben seine Natur. Auch der menschliche Geist an sich *ist* nicht Freiheit, wie die Philosophen wohl zu sagen pflegen, sondern *wird* Freiheit und das ist seine Natur, welche ihm die innere Nothwendigkeit der Entwicklung zur Freiheit hin auferlegt. Dieselbe Natur aber giebt und gestattet nirgends eine Freiheit ausser dem Maasse und Gesetze; sie zeigt überall auf den Grundsatz hin, welchen in seiner ganzen Tiefe zu ergründen der Menschengeist zu schwach und beschränkt ist, dass der unendlichen Vernunft Freiheit und gesetzvolle Nothwendigkeit identisch sein müssen. So gelangen wir zu der Einsicht, dass in jenem Process des Werdens, die Vernunftgesetze, nach denen und deren willen es geschieht, das Ewige, die Manifestation der Weltregierung sind, dass aber diese Gesetze nicht ein gelegentliches Hineingreifen von aussen oder gewissermassen eine göttliche Maschinerie enthalten, um die endliche Welt zur

unendlichen hinaufzuwinden, sondern in dem Leben selbst das Lebendigste, und mit dem Werden selbst immerfort werdende sind. Wir kommen endlich zur Überzeugung, dass nicht eine prädestinirte unendliche Perfectibilität der Menschheit das treibende Princip der Geschichte ist, denn so wenig sich die Pflanze zum Thier oder das Thier zum Menschen entwickeln kann, ebenso wenig wird die Menschheit ihre durch die natürliche Organisation festgesetzte Grenze überschreiten; aber die sich entfaltende innere Kraft der Menschheit, die sich im Leben der Geschichte offenbarende Menschennatur zeigt gerade im Reiche der Freiheit eine so unerschöpfliche Fülle von Bildungen, und in sich ein so unversiegbares Werden, dass sie wohl der Gottheit gegenüber endlich und nur menschlich, dem einzelnen Menschen gegenüber aber ewig und göttlich erscheinen muss.

§ 2. *Die individualisirende Naturkraft.*

Welches das Princip der Individuation sei, oder mit anderen Worten, wie und woher aus dem absoluten Eins die Mannigfaltigkeit der endlichen Dinge hervorgegangen sei, gehört nicht in die Philosophie der Geschichte. Diese hat sich nur mit den Resultaten und dem Zweck der natürlichen Individuation im Total-Organismus der Menschheit zu befassen. Wir sehen das menschliche Geschlecht in Racen, die Racen in grosse Stämme, die Stämme in kleinere Zweige getheilt, und gewahren bald, dass in dieser Theilung das letzte Geheimniss der Geschichte ruht, indem die Entwicklung durch die Verschiedenheit des Einzelnen und die Entstehung

polarischer Gegensätze bedingt ist, der Grund aber, warum die Gattung gerade diese und keine andere Artunterschiede annahm, von dem menschlichen Denken nicht erfasst werden kann. Die Hauptsache bleibt, dass die Tendenz dieser Differenzirung ursprünglich vorhanden ist, und auf den Gang der Geschichte den allerentschiedensten Einfluss geübt hat. Das hier thätige Princip habe ich die individualisirende Naturkraft genannt, weil es, wenn auch in anderer Weise, durch die ganze uns bekannte Natur hindurchwirkt, und überall eine Fülle von verschiedenen Arten innerhalb der Gattung, und in den Arten wiederum die stets wechselnden Typen der Individuen erzeugt. Und zwar sehen wir in den Naturreichen diesen Fortschritt vom Niederen zum Höheren dergestalt wirksam, dass je vollkommner die Gebiete des organischen Lebens sind, in desto reicherem Maasse sich die Kraft der Individuation entfaltet, welche eben durch die Menge der Polaritäten höhere Bildungen und vorzüglichere Organisationen hervorruft, bis sie im Menschen als Persönlichkeit, und zwar als der specifischen Differenz sich bewussten Persönlichkeit, einen Ruhepunkt und gewissermaassen das Ziel ihres Strebens erreicht [1]). Die Entwicklungsgeschichte der

---

1) *H. Steffens* in seinem Vortrage *„Over Naturphilosophiens Forhold til den empiriske Naturvidenskab (Forhandlinger ved de skandinaviske Naturforskeres andet Möde, i Kjöbenhavn, 1840)* [herausgeg. 1841, p. 41] weist erst den Vorwurf ab, dass die Naturphilosophie Geschichte und Natur, Physisches und Ethisches vermenge, indem er behauptet, es sei gerade die Sache der Naturphilosophie die Einheit der Geschichte und Natur aufzufassen, und habe die Natur eine Geschichte, so müsse auch die Geschichte eine Natur haben. Er führt dann fort:

Erde zeigt, dass in früheren Perioden wenige Gattungen der Pflanzen- und Thierwelt existirten, diese aber in zahllosen Myriaden See und Land bedeckten, wie z. B. die Geschlechter der Monokotylodonen und Weichthiere, dass mit den folgenden Umwälzungen die Masse der Individuen, oder das mehr Stoffartige der Natur, einem steigenden Reichthum der Unterschiede wich, bis endlich eine unübersehbare Fülle von Arten des Lebendigen, und in diesen Arten wieder die grösste Mannigfaltigkeit der Einzelbildungen uns von der wirkenden Naturkraft Zeugniss giebt. Es ist mithin klar, dass die Natur in sich den Process der Überwindung der gleichförmigen Einerleiheit durchgemacht hat, und ihre höchsten Bildungen an die Verschiedenheit des Inhalts und der Formen knüpft. Daher auch die Gliederung der Menschheit in Racen und *Nationen*.

An diesem Punkte angelangt, könnte man schliessen: also sind die *nationalen* Unterschiede ursprünglich gesetzt, und mithin ewig, unabänderlich, die stets gleiche Grundlage der Geschichte. Die besonnene und richtige Erörterung dieser Frage ist begreiflicherweise für die

---

„Aber Persönlichkeit ist, was Art (Species) in der Natur ist. Im Thierreiche ist keine Persönlichkeit; das sinnliche Individuum hat keine geistige Bedeutung gefunden, das den sinnlichen Gesetzen der Natur Unterworfene ist nicht zugleich frei. Die Thierarten sind in bestimmten Naturverhältnissen gefesselt, dem Menschen allein offenbart sich die Natur in ihrer Totalität, und dies innerste Centrum ist das menschliche *Bewusstsein* in seiner geistigen Reinheit. Aber dieses reine Bewusstsein hat einen Naturgrund, und dies ist die innerste Wahrheit desselben, und enthält seinen ewigen Werth."

folgende Untersuchung von der grössten Wichtigkeit, und erfordert desshalb unparteiische Umsicht. Man könnte sogleich die Einwendung machen, dass im Verlauf der Geschichte so viele Nationalitäten untergegangen und so viele neu erstanden seien, dass von Ursprünglichkeit und Ewigkeit nicht viel die Rede sein könne, zumal da sich die Beweglichkeit und Wandelbarkeit der Nationen immer mehr steigere; aber theils darf man hierauf nicht zu grosses Gewicht legen, weil die grossen Haupttypen sich doch im Wesentlichen constant erhalten haben, und theils trifft dieser Einwurf nicht das Princip selbst, weil bei vielfachem Formwechsel der Inhalt zwar nicht zu ruhen, aber doch seine ursprüngliche Beschaffenheit, wenn auch modificirt zu erhalten vermag. Auch kann der vernünftige Sinn der obigen Behauptung nicht der sein, dass ein Volk, also eine Species der Nationalität, ursprünglich und ewig sei, sondern, dass die Form der nationalen Geschiedenheit die einzig denkbare der Geschichte sei, und desshalb ihre unabänderliche Gültigkeit behaupte. Baut man nun aber das Princip der Nationalität auf die allerdings ewige individualisirende Thätigkeit der Natur, so tritt ein anderes Element hinzu, oder richtiger gesagt, entgegen, nemlich *die allgemein menschliche Vernunftbegabung*, und damit zugleich das in der Natur des *Geistes* begründete Streben, im Culturfortschritt das zwingende Band der physischen Modalität zu überholen. Allein dadurch ist überhaupt Geschichte, und auf der Erkenntniss, dass trotz allem räumlichen und zeitlichen Ausser-Einander der Geist *einer* sei und in allen seinen Manifestationen innig zusammenhänge, beruht sowohl

die Universalgeschichte, wie die Geschichtsphilosophie. Also wäre Geschichte eine Gegenbewegung gegen die Natur, und ein Streben das zu vereinen, was die Natur geschieden hat?

Es gilt hier vor allen Dingen die Weise recht aufzufassen, in welcher sich die individualisirende Naturkraft im Menschengeschlechte bethätigt hat. Jene Scheidung nemlich, welche wir in den Racen und Nationen antreffen, ist keine derartige, wie sie im Pflanzen- und Thierreiche alle Arten scharf begränzend von einander trennt, sondern nur die Modification eines und desselben Geschlechts. Sollte die Menschheit nicht nur ein Naturganzes, sondern auch eine geistige Gesammtheit sein, innerhalb deren eine nach allen Seiten hinstrebende Entwicklung vor sich geht, so konnte ein solcher Grad der Individuation, wie er in den niedrigeren Kreisen des organischen Lebens die Arten (species) derselben Gattung auseinanderhält, im Menschengeschlechte nicht stattfinden[1]).

---

1) Man hat oft die Racen Species der Menschengattung genannt, aus welcher unrichtigen Sprechweise die schlimmsten Folgerungen entstehen. Johannes Müller in seiner »Physiologie des Menschen« (1840, II, p. 768 und 769) trennt diese Begriffe so: »Die *Art* (species) ist eine durch die Individuen zunächst repräsentirte Lebensform, welche mit gewissen unveräusserlichen Charakteren in der Generation wiederkehrt, und durch die Generation ähnlicher Individuen constant wiedererzeugt wird. Die *Abarten* oder *Varietäten* sind *innerhalb* des Begriffs der Art vorkommende und durch Individuen repräsentirte Lebensformen, welche sich auch fruchtbar unter sich und mit andern Varietäten derselben Art mischen können. Die *perennirende Varietät* ist die Race. Die Art ist nicht fähig, sich in ihren Geschlechtern den Charakteren einer andern Art zu nähern oder diese selbst zu werden.« Pag. 773: »Die Menschenracen

Wir können deshalb mit vollstem Recht von einem Total-Organismus und Gattungsleben der Menschheit sprechen, zu welchem sich die Nationen nur wie Individuen verhalten. Ich sage *nur* wie Individuen, denn die Gesetze des Gattungslebens sind höher und allgemeiner, als die des individuellen Sonderlebens, und wirken stets auf diese leitend und beschränkend ein. In welcher Art dies geschieht, werden wir im Folgenden sehen (vergl. § 6 und 7); hier will ich mich nur mit Bestimmtheit gegen die von einer gewissen Seite her oft ausgesprochene Meinung erklären, dass die Menschheit als Gesammtbegriff im Grunde ein wesenloses Gedankending, oder was die Philosophen Abstractum nennen, sei, um so mehr, da die Neigung gross ist, was man nicht in concreter Leibhaftigkeit vor sich sieht, überhaupt zu negiren. Nur ist vor einer falschen Auffassung des Wortes Total-Organismus zu warnen. Dieses könnte nemlich leicht dahin gedeutet werden, als wären die Nationen ganz allein mittelst der Gattung zu verstehende, mithin abgeleitete, in sich ganz unselbständige Existenzen. Eine solche Mittelbarkeit findet aber nicht statt, insofern jede auch durch ihre eigne Sonderbeschaffenheit (differentia specifica) unmittelbar mit dem Ganzen zusammenhängt. Ebenso falsch wäre die Behauptung, dass der einzelne Mensch ein Derivat oder ein Extract der Nation sei, indem auch er wieder unmittelbar mit dem Ganzen verbunden ist. Würde mithin

---

gehören dem allgemeinen Begriff der Race an, es sind Formen einer einzigen Art, welche sich fruchtbar paaren und durch die Zeugung fortpflanzen, nicht Arten eines Genus.«

Jemand sagen, der Einzelne sei völlig an die Nation gebunden und nur durch diese zu erklären, wohingegen die Nationen mit der Menschheit als solcher gar Nichts zu thun hätten, so liegt der innere Widerspruch, wie mir scheint, klar genug zu Tage. Denn soll für die Nationen die Menschheit ein Abstractum sein, warum dann nicht auch für den Einzelnen die Nation? Alle aber ruhen in sich, und doch Alle wiederum im Ganzen.

Kehren wir jetzt wieder zu der Frage zurück, ob die Geschichte, als Entwicklung und Bethätigung des nach Einheit strebenden Geistes der Menschheit, eine Gegenbewegung gegen die trennende Naturkraft sei, so scheint so viel klar zu sein, dass wir die Nationen nicht als neben einander stehende, durch keine Gemeinschaft verbundene Punkte, oder als ewig fortlaufende Parallelen betrachten dürfen, um nur die Berechtigung des Ursprünglichen zu retten. Wären die Menschen als Arten unter einander geschieden, so würde dies ohne Zweifel der Fall sein, und ein heutiger Deutscher z. B. würde seinen Vorfahren zu Christi Zeit so ähnlich sein, wie die Rosen, welche im Alterthum blühten, den heutigen gleich sind. Denn verschiedene Arten wirken nicht auf einander, noch verlassen sie ihren einmal bestimmten natürlichen Typus. Dadurch aber, dass der physischen Sonderheit die assimilirende Kraft des Geistes sich beigesellt, und vom Besonderen ausgehend dem Allgemeinen zustrebt, oder vielmehr das Besondere frei dem Ganzen entgegenbildet, dadurch ist die Bewegung innerhalb der Menschheit, welche wir *Geschichte* nennen, allein möglich. Nationalität oder Nativität haben

alle organischen Gebilde der Natur, Geschichte aber nur der Mensch [1]).

§ 3. *Die Racen.*

Die erste und ursprünglichste Thätigkeit der Individuation liegt uns in der Racentheilung vor. Nach der obigen dem Physiologen *Johannes Müller* entlehnten Erklärung der Race als *perennirender* Variation einer Art, nicht als Species einer Gattung begreift sich auch leicht, wesshalb alle strengen Sonderungen und die Feststellung durchaus constanter Merkmale für die verschiedenen Gruppen der Menschheit gescheitert sind, eben weil man von der Voraussetzung ausging, dass sie sich als Arten scheiden müssten [2]). Dieses Streben nach

1) *Berger* in seinem trefflichen und wahrhaft philosophischen Aufsatze über »Volks-Eigenthümlichkeit und den Gegensatz zwischen den mehrern Völkern« (*Kieler Blätter*, 1816, Bd. 2, p. 17) sagt sehr richtig: »Die Menschen sind verschieden, *weil sie es in andrer Rücksicht auch nicht sind*; sonst wären sie nicht mehr verschiedene *Menschen*, sondern verschiedene Dinge oder Wesen überhaupt.« Vergl. p. 36 und 37.

2) Bekanntlich stellte zuerst *Blumenbach (de generis humani varietate nativa. Gott. ed.* 3. 1795) die Fünfracentheorie auf, welche wohl noch die meisten Anhänger zählt, weil sie eine so bequeme Übersicht gewährt. Später nahm *Prichard* (Naturgeschichte des Menschengeschlechts, mit Anmerkungen und Zusätzen von *R. Wagner, Leipzig.* 1840) 7 Hauptracen an, die iranische, turanische, amerikanische, hottentottische, die der Neger, Papuas und Alfuros. Aber dass auch diese Eintheilung nicht erschöpfend ist, unterliegt nach neueren Forschungen keinem Zweifel. *Prichard's* Verdienst ist namentlich die Wandelbarkeit der Typen und die Empfänglichkeit aller Racen für die Civilisation nachgewiesen zu haben. Viele Berichte über sogenannte wilde Völker stammen von Missionären her, und begreiflicherweise sind gerade diese nicht die günstigsten. Um aber die Kulturfähigkeit zu erproben, sollte man nicht mit

einer bestimmten Classification hat auch oft die Ethnographen und Historiker irregeleitet [1]). Welche Bedeutung nun in Ganzen und Grossen die Existenz der verschiedenen Racen für die Weltgeschichte hat, ersieht man einestheils aus dem höheren und niederen Grade der Culturfähigkeit, welcher ihnen beigegeben ist, anderentheils aus dem Einfluss, den sie auf den Umfang und die Richtung des geschichtlichen Lebens innerhalb der Menschheit geübt haben. Die Meinung, welche wohl von einigen Humanisten im socialen Sinne geäussert ist, als ob die Racen nicht so sehr durch die ursprünglichen Anlagen, als den Entwicklungsgrad der Fähigkeiten sich unterscheiden, hält keiner gründlichen Betrachtung Stich, aber eben so wenig darf man verkennen, dass trotz aller Differenzen der physischen und geistigen Organisation, welche sich auch auf die Nationen, als Theile der Racen fortpflanzen, die Culturempfänglichkeit nirgends ganz fehlt. Denn ohne dieser

religiöser Bekehrung beginnen, weil dieser kein natürliches Bedürfniss entgegenkommt, sondern mit Verbesserung der Lebensbedingungen. Was die Vermischung der Racen und ihre Resultate anlangt, so ist hier ohne Zweifel noch ein grosses und ergiebiges Feld der Forschung offen. Ein etwas aphoristischer Aufsatz darüber findet sich in *Wieganda* Vierteljahrsschrift 1845, II, p. 266. (*W. Jordan* »über die Bestimmung der Racen«. Vergl. Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung 1845 Nr. 150. Das Ausland, 1848, Nr. 1—3.

1) So hat man die finnischen und tartarischen Stämme zu den Mongolen gerechnet, die Papuas den Malayen untergeordnet u. s. w. *Joh. Müller* a. a. O. Pag. 775 sagt mit Recht: »Es würde unstreitig weit zweckmässiger sein, diese Racen als constante und extreme Formen der Variationen entgegenzustellen, als alle jene Völker in diese Racen vertheilen zu wollen.«

wären die Racen wirklich verschiedene Arten, und ein Gattungsleben der Menschheit völlig undenkbar. Dass aber ein solches sowohl im Plane der Natur, als der Geschichte liegt, mag nur der bezweifeln, welcher sich darunter nichts Anderes vorzustellen weiss, als das Zusammenrinnen aller Unterschiede in eine chaotische Masse, ein Durcheinanderwerfen des Grundeigenthümlichen und Schönen, wodurch das Individuelle, die Basis alles endlichen Seins, einer wesenlosen Allgemeinheit geopfert würde. Die Natur müsste sich in ihren innersten Gesetzen umkehren, wenn sie auf ein wüstes Meer der Einerleiheit hinstrebte; vielmehr ist ihre weise Sorge die, durch die steigende Intension des Gattungslebens die individuellen Kreise zu vertiefen, und umgekehrt durch die erhöhte Bedeutung des Individuums das Leben der Gesammtheit grossartiger und reicher zu machen.

Die Annahme des einheitlichen und gemeinsamen Ursprungs aller Menschenracen, obschon sie sich wohl vorzüglich auf eine religiöse Divination stützt, hat doch unleugbar den tiefen Sinn, dass sie dasjenige als Postulat unseres Herzens ausdrückt, was wenn nicht der Anfang, so doch das Ziel der Geschichte ist. Dieser Ausdruck des Gattungsbewusstseins ist ebenso schön, wie wahr. Man braucht darum weder ein Urpaar zu urgiren, noch die Racen, namentlich die minder begabten und entwickelten, als Abirrungen und Verschlechterungen eines ursprünglichen Normalvolks von natürlicher Vollkommenheit zu halten [1]). Diejenigen Zustände,

1) *A. v. Humboldt*, Kosmos, II, 146: »Die Geschichte, so weit sie durch menschliche Zeugnisse begründet ist, kennt kein

welche wir jetzt bei den uncultivirten Stämmen Amerikas und Asiens vorfinden, sind in allen wesentlichen Zügen dieselben, in denen auch lange Zeit die jetzt zum grossen Theil hochgebildeten kaukasischen Völker befangen waren, und so wie die germanischen Völker durch Aufnahme der römischen Cultur und des Christenthums aus dem ethnisch-barbarischen Leben zur historischen Thätigkeit übergingen, ebenso gewiss werden jene Stämme durch Vereinigung mit der europäischen Cultur eine höhere Stufe der Menschlichkeit ersteigen. Es ist aber eine beachtenswerthe Thatsache der Geschichte, dass kein Volk einzig und allein durch sich und ohne jegliche Berührung mit anderen Stämmen einen nennenswerthen Culturgrad erreicht hat, ja dass selbst fast ganze Racen, wie z. B. die mongolische in China, welche doch innerhalb ihres ungeheuren Gebiets viele Volksgegensätze umfasst, ohne lebendige Entwicklung bleiben, sobald die Möglichkeit der Berührung mit fremden Elementen, und des nationalen Stoffwechsels aufgehoben wird. Wir dürfen daraus schliessen, dass der Zweck der natürlichen Theilung der Mensch-

---

Urvolk, keinen einigen ersten Sitz der Cultur, keine *Urphysik*, oder Naturweisheit, deren Glanz durch die sündige Barbarei späterer Jahrhunderte verdunkelt worden wäre. — — — Im grauen Alterthume, gleichsam am äussersten Horizont des wahrhaft historischen Wissens erblicken wir schon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Centra der Cultur, die gegen einander strahlen; — — — diese Centralpunkte erinnern unwillkührlich an die grösseren unter den funkelnden Sternen des Firmaments, an die ewigen Sonnen der Himmelsräume, von denen wir wohl die Stärke des Glanzes, nicht aber, einige wenige ausgenommen, die relative Entfernung von unserem Planeten kennen.« Vergl *Kosmos* I, p. 381.

heit in Racen und Nationen nicht der ist, die primitiven Bildungen, als wären sie etwas Vollendetes, in aller Besonderheit dem Urtypus treu zu bewahren, sondern vielmehr durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegensätze dem geschichtlichen Werden stets neue Nahrung zu geben, den verbrauchten Stoff durch frischen zu ersetzen, und nicht nur der Stagnation vorzubeugen, sondern auch höhere und umfassendere Formen des Culturlebens finden zu lassen. Dies ist der Naturprocess, welcher den inneren Gehalt der Menschheit zu Tage fördert.

Wenn aber nicht bloss die humane Gesinnung in uns den Wunsch erstehen lässt, sondern auch die wissenschaftliche Prüfung unzweifelhaft lehrt, dass die Racen und innerhalb derselben die Nationen nach dem Plane der Vorsehung kein ewig isolirtes, selbstgenügsames Leben führen sollen, sondern für einander da sind, so treten uns doch mancherlei Thatsachen entgegen, welche diesen Satz zu schwächen oder gar aufzuheben scheinen. Wir sehen, dass das höhere geschichtliche Leben fast als Eigenthum der iranischen Völker auftritt, wir bemerken in Jahrtausenden beinahe keine Annäherung der Racen zu einander, wir gewahren endlich, dass die von Natur geschiedenen Stämme sich selbst überlassen in sich ruhen, und nur feindselig abwehrend in Conflict gerathen. Selbst aber diese Thatsachen zugegeben, welche stets in sehr beschränktem Sinne zu verstehen sind, ist uns im Grunde nur der Schluss erlaubt, dass die bewusste Geschichte unseres Geschlechts noch in den Anfängen begriffen ist, und wenig Maasse gewährt, mit denen wir die Zukunft ergründen können.

Will man aber eine Analogie in der Vergangenheit haben, so braucht man nur die Entwicklung der Cultur in Europa von ihren ersten Anfängen bis zur jetzigen Gemeinsamkeit und Ausdehnung zu betrachten, um sich zu überzeugen, wie das geschichtliche Leben von einzelnen dem Anscheine nach unverbundenen Punkten ausgehend, sich in immer weiteren Kreisen ausdehnt, und stets mehr Völker verschiedener Art in sein Gebiet hineinzieht, bis es jetzt schon in andere Erdtheile übergreift und mit den Racen von niedriger Entwicklung zusammentrifft. Wohl scheint es, dass dieser Fortschritt europäischer Civilisation durch ein Zurückdrängen und Vernichten der fremden und minder starken Culturen bedingt ist, wie denn fast alle Schritte der iranischen Stämme mit Blut bezeichnet sind und gewaltsame Unterdrückung der eroberten Länder mit sich führen, aber es kann niemals ausbleiben, dass die aufgenommenen fremden Bestandtheile reagiren, und, wenn auch langsam und unvermerkt, auf die Eroberer in physischer wie geistiger Beziehung einen wesentlichen Einfluss üben [1]). Ohne Zweifel wird aber der friedliche Verkehr,

1) Nach Berichten von Naturforschern und Reisenden, deren Zuverlässigkeit aber wohl dahingestehen muss, bis mehre und sorgfältiger vergleichende Beobachtungen gemacht sind, sollen von der farbigen Race bei Vermischung mit Europäern zwei Drittheile in die letzteren aufgehen; mit dem 4ten und 5ten Gliede soll die Farbe ganz schwinden. Ein solches Emporgehobenwerden der niederen Typen zu den höheren will man in Hindostan, Kanada und vorzüglich auf Neuseeland beobachtet haben. Es liegt darin gewissermaassen ein Sieg des geistigen Princips der Menschheit über das natürliche, indem doch ohne Zweifel die physische Präpotenz auf Seiten der minder entwickelten Stämme ist.

dessen Mittel so unendlich vervollkommnet sind, in einem jetzt nicht gekannten Maasse die ganze Erde umfassen, und viele Gebiete des Völkerlebens, welche jetzt brach und unbebaut, wie Heidestrecken, daliegen, mit Erfolg urbar machen. Die Natur fasst nicht den Mischungsprocess im Sinne des individuellen Gefühls als Verunreinigung und Entweihung, sondern als die Erzeugung neuer und veredelter Typen der Menschheit, wodurch das Leben der Gattung beständig frisch und jung erhalten wird [1]). Dies meine ich, wenn ich sage, dass die Gesetze des Gattungslebens höher und allgemeiner sind, als die der individuellen und nationalen Existenzen. Das Gesetz des Einzellebens ist nemlich der Trieb nach Selbsterhaltung und Abwehr alles Fremden, das Ruhen in sich und infolge dessen das Streben nach Isolirung; das Bestehen und noch mehr die Entwicklung der Gattung aber fordert, dass die auseinanderstrebenden Elemente sich fassen und vermischen, um neue Bildungen zu erzeugen und stets grüne Blätter am Baume der Menschheit hervorspriessen zu lassen. So sehen wir gleichsam zwei Factoren des geschichtlichen Lebens thätig, das eine die Gattung, das andere die Individualität schützend, beide sich dem Anscheine nach

1) Dem individuellen Gefühle, namentlich wenn es nicht durch Bildung geläutert ist, steht immer das Fremde als etwas Unreines, Unedles, oft sogar Hassenswerthes da, und eben derselbe Grundtrieb hält Unvermischtheit für eine Gewähr der Kraft und des ewigen Bestehens. So trennen sich ganze Völker, wie z. B. die Juden, in der Geschichte als Reine von den Unreinen ab, in der Furcht vor Befleckung. Solche Nationen werden sich aber zuletzt selbst zur Qual, indem sie sich gleichsam vom Gattungsleben ausgeschlossen sehen.

einander ausschliessend und widersprechend, aber dennoch mit und für einander thätig.

§ 4. *Die Entstehung der Nationen und Nationalitäten.*

Wenn uns in der Entstehung und dem weltgeschichtlichen Zwecke der Racen wohl immer Vieles dunkel bleiben wird, theils weil die Erfahrungen des Menschengeschlechts noch jung sind, theils weil die Anfänge des organischen Lebens überhaupt unserem Blicke gänzlich entzogen sind, so liegt dagegen der Ursprung der Nationen und ihre Entwicklung vom embryonischen Zustande an bis zur völligen äusseren und inneren Durchbildung im Bereiche des historischen Wissens. Jedes Volk und jeder grössere Stamm hat eine *ethnische* Periode [1], in der weder die Verbindung zu gemeinsamem Staatsleben noch irgend eine schärfere Abgrenzung gegen aussen vollbracht ist, und gerade auf dieser ersten Entwicklungsstufe, in welcher wir den Urgrund zum späteren Wirken und Schaffen der Nation suchen, ereignen sich ohne Zweifel manche Umwälzungen und Mischungen, von denen die Geschichte kein Zeugniss giebt. Auch ist diese Periode wahrscheinlich

1) Dieser Ausdruck scheint mir am geeignetsten, jene Stufe des Völkerlebens zu bezeichnen, wo der blosse Aggregationstrieb die Haufen beisammenhält, und die Lust zur natürlichen Ungebundenheit ein festes Staatsleben oder die Behauptung bestimmter Grenzen unmöglich macht. Der Character dieser Periode ist Zersplitterung in zahllose kleine Stämme und grosse Wanderlust. So finden wir es namentlich bei den alten Griechen und Germanen.

von längerer Dauer, als man wohl insgemein annimmt. Ein Beweis dafür ist der Umstand, dass die Mehrzahl von Völkern, deren Erlebnisse wir ziemlich weit verfolgen können, wie z. B. die Germanen, Pelasger, Kelten u. s. w., sich für Eingeborene (Autochthonen) hielten, und mithin das Bewusstsein ihres Ursprungs und ihrer früheren Wanderungen ganz verloren hatten, wozu doch sicherlich viele Jahrhunderte gehörten. Welche Zeit mag zwischen dem ersten Zuge der germanischen Stämme von den Höhen Irans und ihrer festen Ansiedelung im Norden Europas liegen, und welche Reihe von Wanderungen und Kämpfen diese Periode ausgefüllt haben! Dringt nun auch der Geschichtsforscher auf dem Wege der comparativen Sprachwissenschaft bis an die Arier, und sucht in der indischen Welt, die der Engländer mit Recht *the womb of the world* nennt, festen Grund zu finden, so stösst er hier auf dieselbe Thatsache, indem Alles wiederum auf eine Vorzeit hindeutet, die dem Volksbewustsein lange entschwunden ist, und nur in fragmentarischen Überbleibseln von ihrem früheren Wirken Zeugniss giebt [1]). Aus diesem Grunde darf man kaum bezweifeln, dass

1) Die indischen Arier sind selbst Einwandrer, und gründeten ihre Culturwelt auf den Trümmern malaischer, mongolischer und negerartiger Racen. Namentlich die Neger scheinen früher eine viel weitere Verbreitung gehabt zu haben, wie denn auch *Herodot* III, 101 von Äthiopen in Indien spricht. *Lassen*, Indische Alterthumskunde I, 389) findet in dem Umstand, dass *Varna*, die Kaste, auch Farbe bedeutet, einen Beleg dafür, dass die niederen Kasten ursprünglich unterjochte Stämme waren. Vergl. übrigens *A. v. Humboldt*, *Kosmos II*, p. 194 und 195.

die vorgeschichtliche Periode unseres Geschlechts länger ist, als die geschichtliche, und dass weder je die ethnographischen noch die linguistischen Studien das tiefe Dunkel erhellen werden, welches die primitiven Zustände und Erlebnisse der Menschheit umlagert.

Ich folgere daraus, dass man mit den Reden von der Ursprünglichkeit, Reinheit und Unvermischtheit einzelner Völker, vorzüglich vom indo-europäischen Stamme sehr vorsichtig sein muss [1]). Denn eben darin zeigen die aus *Irân* in Europa und Indien eingewanderten Culturvölker ihren höheren geschichtlichen Beruf, dass sie von Anbeginn an eine unbezwingbare Wanderlust, grossen Unternehmungsgeist mit Beweglichkeit und Unruhe gepaart, und ein unablässiges Streben an den Tag legen, durch schöpferische That ihr Leben umzugestalten. Das Umherziehen der griechischen und germanischen, so wie auch der keltischen Stämme, das Erkämpfen und Ertrotzen des Bodens, nicht um ihn zu behalten, sondern ihn freiwillig wieder aufzugeben, der Umstand, dass ein einziger Anstoss von aussen, wie in der Völkerwanderung z. B. das Vordringen der Hunnen, oder im alten Hellas die dorische Wanderung das ganze Völkermeer wie ein Sturm aufwühlt und durcheinanderwirft, eben weil noch Nichts rechte Consistenz gewonnen hatte, — alles dieses deutet

1) Sehr richtich bemerkt *W. Obermüller* (»Deutschlands Stämme,» im Staatslexicon von *C. v. Rotteck* und *C. Welker*. 1846, Bd. 3, S. 733): «Dass diese grossen Stämme (die indoeuropäischen) an ihren Berührungspunkten sich mannigfach gemischt und dadurch Veranlassung zu Übergangsvölkern gegeben haben müssen, liegt in der Natur der Sache.»

darauf hin, dass die äusseren Veranlassungen eines solchen kriegerischen Nomadenlebens, wonach so eifrig gesucht worden ist, im Grunde von geringer Bedeutung sind, weil jenes endlose Treiben und Drängen der Völker in ihrer ethnischen Periode nur in der angeborenen Lust zum unstäten Schweifen und dem stets neu erwachenden Wandertrieb seine rechte Erklärung findet. Es liegt darin ein dunkles Vorgefühl von der geschichtlichen Bestimmung des Menschen zur Universalität, es ist ein unklarer Ausdruck des Hinausstrebens über die pflanzenhafte Gebundenheit, welche minder begabte Völker an die Scholle fesselt, es ist die erste Bethätigung des menschlichen Triebes, nicht passiv nur Bestimmungen zu empfangen, sondern die dem Geiste angeborne Schöpferkraft zu prüfen und sich in freier Wahl sein Loos zu bereiten. Denn erst auf einem solchen tausendfach umgeworfenen und durchpflügten Boden wachsen die schönsten Blüthen der Cultur hervor, und es bilden sich Völker und Nationalitäten, welche wissen, was sie sind, weil sie es selbst errungen haben.

Dieser primitive Zustand des Völkerlebens, welchen ich den *ethnischen* nenne, zeigt uns nur die unverbundenen Elemente der Nationen, nirgends aber einen festen und organischen Zusammenhang, welcher die Grundlage einer von Anfang an abgesonderten, nur auf sich beschränkten, und eigenthümlichen Entwicklung deutlich vor Augen legt. Der Fortschritt der Geschichte liegt nun in dem Streben nach einem solchen Zusammenhange, und dem Überholen der ethnischen Zersplitterung durch das beginnende Staatsleben, welches

die auseinanderstrebenden Elemente bindet, verschmilzt und zu einer organischen Einheit umwandelt. Allein dadurch wird eine stetige Entwicklung und eine Herausbildung dessen, was wir *Nationalität* [1]) nennen, möglich. Denn wirkt auch die ursprüngliche Verschiedenheit der Begabung von Anfang an, und offenbart den Keim verschiedener Volksgeister, so tritt doch erst nach längerer Entwicklung die eigentliche Individualität hervor, während in dem embryonischen Zustande alles derselben Gattung Angehörige eine die Differenzen bei weitem überwiegende Ähnlichkeit darlegt. Durch diese Beschränkung des Begriffs der Nationalität oder Volksthümlichkeit auf diejenigen Völker, welche staatengründend und culturthätig aufgetreten sind, wird sowohl der Gegenstand der Untersuchung fester begrenzt, als auch, wie ich glaube, das nicht zur Sache Gehörige ausgeschieden. Denn fragen wir nach der Nationalität jener uncultivirten Stämme Asiens und Amerikas, welche noch jetzt im ethnischen Leben verharren, so finden wir allerdings Unterschiede von Race zu Race, und wohl auch hin und wieder Ansätze eigenthümlicher

1) *Nationalität* (*nascor*, *natio*) bezeichnet ursprünglich nur das *Angeborene*, *Native*, und leitet richtig auf die Betrachtung des *Physischen*. Insofern es aber durch den Gebrauch zur Bedeutung *der ganzen Volksthümlichkeit* erweitert wird, und die *geschichtliche* Entwicklung mit einschliesst, welche sich namentlich im *Staatsleben* offenbart, verliert das Wort die ausschliessliche Beziehung auf das Physische. Da dieser weitere Sinn des Worts der gewöhnliche ist, und vorzugsweise den geschichtlichen Völkern angehört, während jene auf das Natürliche beschränkte Nationalität der *Ethnographie* anheimfällt, erscheint die im Folgenden angedeutete Trennung beider Sphären nothwendig.

Entwicklung, aber in der völligsten Abhängigkeit von der umgebenden Natur und Nichts zu einem bewussten Eigenthum des Geistes durchgebildet. Sie können je nach der Lage des von ihnen bewohnten Landes die eigenthümlichsten Sitten und Gebräuche haben, wie uns ja auch die Ethnographen berichten, sie mögen sich selbst durch Sprache, religiöse Culte und Sagen trennen, sich als Stämme einander feindselig gegenüberstehen und bekämpfen, so finden wir trotzdem keine fortgehende Entwicklung und Ausprägung dessen was wir Volksindividualität nennen würden. Alles was wir sehen, ist gleichsam nur die natürliche Vorbildung der Nationalität, d. h. derjenigen, welche uns als reife Frucht der Geschichte entgegentritt, und die Völker als geistige Persönlichkeiten aneinanderreiht. Es ist aber leicht ersichtlich, dass nur in diesem Sinne die Nationalität wahren Werth enthält. Will man dahingegen von diesem geistigen Inbegriff ablenkend die Nationalität als physische Stammes-Einheit und Reinheit, gleichsam wie eine gentile Geblütstheorie auffassen, wohin allerdings nicht Wenige in neuerer Zeit zu streben scheinen, und das Hauptmerkmal der Volksthümlichkeit darin finden, dass um keinen Preis von der alten ursprünglichen Grundlage abgewichen wird, welches man wohl »sich selbst treu bleiben« zu nennen pflegt, so sind offenbar jene Stämme in den Urwäldern Amerikas und rings um das Himmalajahgebirge unendlich viel nationaler, als sämmtliche Völker Europas, und alle Geschichte und Cultur, welche mit der Naturgebundenheit auch die Naturwüchsigkeit löst, wäre ohne Zweifel als eine Entartung von dem ursprünglich reinen Typus

zu betrachten. Läge die Bestimmung unseres Geschlechts in der Bewahrung dieser physischen Ursprünglichkeit, so müssten wir werden, wie die *Guaraunen* [1]), welche dem Insecte gleich, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist, ihre ganze Existenz an einen einzigen Baum, die Fächer-Palme, gefesselt sehen.

Die Natur aber und die Geschichte wollen Leben und Bewegung, und deshalb muss eine Entwicklung innerhalb des Begriffs der Nationalität, und eine reelle, objective Veränderung des Wesens der Volkseigenthümlichkeit stattgefunden haben. Dies wird man auch bei wahrer Auffassung der Geschichte zur Genüge bestätigt finden. Aber auch hier ist das Werden, dies Triebrad des Universums, nicht blos ein Zerstören des Gewesenen, um einfachhin für Neues Platz zu schaffen und ein Spiel reicher Abwechslung zu unterhalten, sondern das Aufsteigen zu höheren und umfassenderen Formen. Die Nationalität der klassischen Welt, von der man gewöhnlich auszugehen pflegt, ist eine ganz andere, als die der orientalischen Culturwelt, die Volksthümlichkeit oder Artbeschaffenheit der alten Juden und Aegypter hat einen anderen Sinn, als die der ethnish zerstreuten Völker, und die Nationalität unserer Zeit ist wiederum von allen diesen gewesenen Formen sehr weit verschieden. Diese Behauptung, deren weitere Ausführung dem folgenden Theile vorbehalten bleibt, will ich nicht mit dem Ausspruche der Schulphilosophie bekräftigen, dass jegliches Ding seinem Gegensatze zustrebt,

1) Ein wilder Völkerstamm am Ausfluss des *Orinoco*. Vergl. *A. v. Humboldt*, Ansichten der Natur. *Tübingen* 1808, Bd. I, S. 28.

welcher im Grunde nur auf etwas dunkle Weise das allen endlichen Dingen einwohnende Gesetz des Werdens ausdrückt, und leicht dahin missverstanden wird, als sei das Leben eine allmälige Selbstvernichtung, oder als ob die Natur sich selbst zerstöre, sondern der schärferen Begriffsbestimmung willen hier nur mit Nachdruck hervorheben, dass die Gesetze und Bedingungen des nationalen Lebens d. h. der individuellen Existenz, nicht verstanden werden können, wenn man die höheren und allgemeineren der Gattung, welche eben das Werden fordern, ausser Acht lässt.

Insofern die Frage nach der Entstehung der Nationen und Nationalitäten auf die allgemeinere Frage nach dem Ursprung des Menschengeschlechts überhaupt zurückzuführen ist, lässt sich Vieles darüber vermuthen, aber Weniges mit Bestimmtheit angeben. Indess ist es wohl als ausgemacht anzusehen, dass die erste vorgeschichtliche Periode der Menschheit, von welcher uns alle Data fehlen, vorzugsweise die *rein räumliche* Ausbreitung des Geschlechts bezweckt und somit auch zu einer vielfachen Theilung Anlass gegeben hat. Denn erst durch die Theilung konnten Gegensätze entstehen, und aus diesen erzeugte sich die Bewegung, und geschichtliches Leben. Es ist aber sehr schwierig, zu entscheiden, ob eine innere, von Anfang an verschiedene, Begabung und Art des Seins die Völker von einander gesondert habe, oder ob die erste Art der Disjunction, die ethnische Zersplitterung, mehr von äusseren Ursachen herrühre. Meiner Meinung nach ist es am wahrscheinlichsten, dass sowohl innere als äussere Gründe zusammenwirkten, um die Trennung der grösseren Völker-

stämme, wie z. B. des iranischen oder indo-europäischen zu Wege zu bringen. Unter inneren Gründen verstehe ich aber nicht eine That der sittlichen Freiheit, oder ein in den einzelnen Völkern ruhendes Bewusstsein, dass sie ihre Culturaufgabe und ihren Beitrag zum Gattungsleben der Menschheit auf ganz eigenthümliche Weise vollbringen müssen, welches sich als Persönlichkeit Erfassen einer späteren Periode angehört, sondern mehr den Trieb zum Wandern, die Lust an unsteter Bewegung und die instinctive Scheu vor Gebundenheit und Ruhe. So wie sich aber vom Hauptstamme die einzelnen Zweige ablösen, so theilen diese sich wiederum in unzählige auseinanderstrebende Äste, und sondern sich oft soweit ab, dass sie ganze Jahrtausende hindurch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit entbehren, wie z. B. die Völker des indo-europäischen Stammes, bis wiederum die Macht des einigenden und bindenden Princips in der Menschheit, welche vorzüglich im geistigen Fortschritt Aller zur Cultur liegt, und über die Nationen hin die umfassenderen Kreise gemeinschaftlichen religiösen und staatlichen Lebens ausbreitet, in ihnen die Erkenntniss ihrer Verwandtschaft belebt und das Streben nach Vereinigung erweckt. Die äusseren Veranlassungen der Völkertrennung, in Folge deren neue Nationalitäten entstanden, sind gewiss oft Naturereignisse, wie Misswachs und Überschwemmung, oder bei wachsender Menschenzahl, Mangel an Nahrung und Wohnung gewesen. Dies erfahren wir aus alten Sagen, wie z. B. von der deukalionischen Fluth in Thessalien, von der Spaltung verwandter Nomadenstämme, wie sie uns im alten Testamente berichtet wird u. s. w. In

einem späteren Stadium der Geschichte treten dann andere Ursachen hinzu, wie religiöse und politische Zwistigkeiten, die Entstehung von Secten aller Art, welche, wenn sie mächtig werden, die anderen vertreiben, wovon uns die Geschichte Indiens im Kampfe des Buddhaismus und Brahminismus Belege giebt, ferner das Bedürfniss der Colonisation, um Handelsverbindungen festzuhalten und zu erweitern, die Züge grosser Eroberer, welche die Völker aus ihrem Lager aufscheuchen und gegen einander treiben, und endlich die immerfort wirkende Wanderlust einzelner Stämme, welche selbst bei hoher Cultur unruhig nach der Ferne streben.

Es führt gewiss zu Fehlschlüssen und historischen Irrthümern aller Art, wenn man, die später hervorgetretene Individualität der Völker im Sinne führend, dieselbe auch in allen Anfängen nachzuweisen bemüht ist und in zu hohem Grade die ursprüngliche Grundverschiedenheit urgirt. Denn erst in Folge der Entwicklung unter verschiedenen Verhältnissen und eigenthümlichen Schicksalen treten die Volksindividualitäten in schärferen Umrissen hervor, während auf der Stufe des ethnischen Lebens, trotz aller Neigung zu sporadischen Bildungen, eine sehr grosse Ähnlichkeit aller Zweige desselben Stammes vorherrscht. Dass man aber oft diese Ähnlichkeit in den Hintergrund geschoben und nur die Unterschiede mit Fleiss und Vorliebe verfolgt hat, scheint mir theilweise eine Folge des in allen Völkern bemerkbaren Triebes, ihre Vorzeit zu idealisiren und ihrem Geschlecht eine Prärogative vor anderen beizulegen, und theilweise auch aus einem ethischen Idealismus vieler Historiker hervorgegangen, welche die Naturseite der

Geschichte fast gänzlich vernachlässigt haben. Allerdings verweist die Natur ein jedes Volk so wie auch jedes Individuum auf seine specifische Differenz, welche ihm inneres Lebensgesetz wird, aber nur als Modification des Grundtypus, der sich auch in den anderen Nationen und Menschen bethätigt. Das Bewusstsein dieser specifischen Differenz ist die Höhe der individuellen Entwicklung und das Resultat einer vollen und eigenthümlichen Durchbildung, keineswegs aber etwas von vorn herein in den Völkern Vorherrschendes. Betrachten wir z. B. die ursprünglichen Religionsanschauungen der indo-europäischen Völker, ihre ersten Sitten und Gebräuche, ihre Charaktere und Lebensweise, so finden wir bei Abweichungen im Einzelnen doch eine so grosse Familienähnlichkeit, dass wir das uranfängliche Verwalten bestimmt abgemessener Kreise im Völkerleben nicht festhalten können. Im Gegentheil ist die ethnische Periode die der Vermischungen am meisten fähige und dem Zusammenfliessen verschiedener Volkselemente überaus günstig, weil der innere und äussere Unterschied der Nationalitäten erst im Entstehen begriffen ist, und sich bildsam leicht anderen Richtungen anbequemt. Beweise hierfür bietet das geschichtliche Auftreten der griechischen, römischen und germanischen Völker in Menge.

Weil eine rechte Überschau des Gattungslebens der Menschheit so ungemein schwierig ist, indem uns theils das Massenhafte des Stoffes überwältigt, theils die durchgreifenden Gesetze dieses Lebens unserer Kurzsichtigkeit, die stets am Individuellen haftet, entgehen, haben die Geschichtsphilosophen oft die für das

individuelle Leben gültigen Gesetze auf das der Gattung übertragen oder sich durch Analogien die Sache klar zu machen gesucht. Auf solchen Analogien beruht es, wenn man in der Menschheit ein Kindesalter, Jünglingsalter, Mannesalter und Greisenalter annimmt[1]), oder wenn man nach Weise der Entwicklung des Individuums zuerst die rein physische Entfaltung unseres Geschlechts, dann die sensuelle und zuletzt die intellectuelle und moralische statuirt. Solche Perioden können recht geistreich durchgeführt werden, und gewähren dann das Vergnügen eines künstlich geordneten Ganzen, aber lassen bei tieferem Nachdenken völlig unbefriedigt und verwirren sogar unser Urtheil. Wir können freilich bei den einzelnen Nationen deutlich eine Evolution und Involution wahrnehmen, und auch im grossen Gebiete des menschlichen Gattungslebens einen Fortschritt erkennen, welcher, wie wir schliessen dürfen, nicht ins Unendliche fortgehen kann; aber die für die Entwicklung des Einzelwesens gültigen Gesetze sind viel zu eng für die eines Volkes, und der normale Verlauf eines nationalen Lebens giebt uns wiederum kein rechtes

1) So *N. Treschow* »Elementer til Historiens Philosophie, i Forelæsninger, holdne Vinteren 1806—1807. *Kiöbenhavn* 1811.« Er behandelt die Menschheit als Embryo im Mutterleibe der Erde, in ihrer ersten Kindheit, ihrem Knabenalter, Jünglingsalter u. s. w. Als Gegner von *Fichte's* transcendentalem Idealismus urgirt er — und dies ist sein Verdienst — die Naturseite der Geschichte, wie er denn auch über die Vermischung der Nationen und den natürlichen Verlauf ihres Lebens viel Richtiges enthält. Im Übrigen finden sich in dem Buche viele ganz unhaltbare Hypothesen, wie namentlich die vom Ursprunge und embryonischen Zustande des Menschengeschlechts.

Masse für das Leben der gesammten Menschheit, als Total-Organismus betrachtet. So weit wir die Geschichte verfolgen können, sehen wir entwickelte und culturthätige Völker neben ganz rohen, nur auf das physische Dasein beschränkten Stämmen, jugendliche Nationen neben alten, nirgends einen Rückschritt, dem nicht auf der anderen Seite ein Fortschritt entspräche, und ein unaufhörliches Ersetzen der verbrauchten Theile durch neue Stoffe, welche sich augenblicklich bereit zeigen ihre Herrschaft anzutreten, sobald die anderen verschwinden oder schwach werden. Darin aber eben zeigt sich das Gattungsleben thätig, dass es einerseits die individuellen Bildungen gegen einander normirt und keiner übermächtige Dauer und Ausdehnung verstattet, anderseits durch beständigen Austausch der Stoffe fortwährend neu schafft und die Bewegung seiner Theile unterhält.

So ist die Geschichte ein wechselndes Entstehen und Vergehen der Nationalitäten, und der Untergang alter Völker ist die Wiege neuer Nationen. Was aber die Art des Entstehens anlangt, so scheint mir, kann man eine *doppelte* Weise der Zeugung, eine höhere und niedere unterscheiden. Die letztere entspricht derjenigen Zeugung in den unteren Naturgebieten, welche durch Abtrennung vom elterlichen Stamme oder völlige Auflösung des zeugenden Individuums vor sich geht. Diese mag die ursprüngliche gewesen sein. So wie den organischen Geschöpfen der niederen Ordnung, z. B. Quallen und Polypen, keine Vorzüglichkeit einzelner Theile vor den anderen beigegeben ist, sondern jede Abtrennung ein neues Individuum erzeugt, so theilen sich auch in der ethnischen Periode die Stämme und

führen ein selbständiges Leben fort, welches die Keime neuer Nationalitäten enthält. Solche Trennungen sind oft freiwillig und natürlich gewesen. So scheiden sich die Jäger, Ackerbauer und Hirten desselben Stammes, und werden die Mittelpunkte neuer Bildungen, welche sich dann wieder in kleinere Gruppen auflösen, sei es weil sie verschiedenen Stammführern folgen oder weil die Beschaffenheit des Bodens solche Trennungen begünstigt. So leicht aber die Theile des Hauptstammes auseinanderfallen, ebenso leicht finden sie sich wenigstens äusserlich zu einem Ganzen zusammen, ohne jedoch von dieser Vereinigung wesentlich afficirt zu werden. Die meisten grossen Reiche des westlichen Asiens von den Gründungen der Assyrer bis zum persischen Weltreiche sind nur solche Agglomerate ethnisch zersplitterter Massen gewesen, welche unzählige Male Völkerschaften ausschieden und wieder in sich aufnahmen, ohne sie je zu einem inneren Zusammenhange zu bringen. Es sind Nationen, aber auf sehr niedrieger Entwicklungsstufe. Lesen wir z. B. *Herodots* Beschreibung vom grossen Heere des Xerxes (VII, cap. 60—99), so erhalten wir nur den Eindruck einer ungeordneten Massenhaftigkeit und Wüstigkeit, welche unmöglich jene Kraft und Energie erzeugen konnte, die das kleine national begeisterte Griechenvolk vom Untergang rettete. Auf dieser Stufe erblicken wir die Völker als zusammengeworfene und wieder auseinander getriebene Menschenmassen, ohne die Fähigkeit aus sich einen lebendig wirkenden Inhalt der Nationalität zu erzeugen. Die physische Grundlage der Volksthümlichkeit, der Trieb sich und seine Art zu erhalten und der Aggregations-

Instinct, welcher auch die Thiere in Heerden und Schwärmen zusammenhält, ist hier am wirksamsten. Die Stammgenossenschaften aber regeln sich nicht zu jener höheren Form des Beisammenlebens, welche wir Staat nennen, und gehen desshalb beim Anstosse grösserer Massen den von diesen betretenen Weg mit fort oder werden völlig aufgerieben. Wo sich aber die Völker schon viele Jahrhunderte in diesem Zustande erhalten haben, sei es durch den natürlichen Schutz ihres Landes, oder dass eine Staatsgränze sie schirmend umfasst, wie z. B. viele Provinzen des russischen und chinesischen Reichs, da gewahren wir überall eine grosse Einförmigkeit und Stabilität, und nur durch Gewalt lassen diese Völker sich aus ihrer natürlichen Trägheit aufscheuchen. Doch mag wohl gerade in ihnen noch mancher unverbrauchte Stoff für die Geschichte ruhen.

Der natürlichen Auflösung eines Stammes steht die gewaltsame Zersplitterung der Nationen zur Seite, welche namentlich durch Kriege veranlasst wird. Die auseinandergetriebenen Volkstheile gehen alsdann als Momente in andere Nationalitäten ein oder führen für sich als Fragmente früherer Bildungen ihr eigenthümliches Leben fort. Die Zersplitterung war oft so gross, dass die Volkselemente in alle Welttheile auseinander gestoben sind, wie z. B. bei den Juden und Zigeunern. Dennoch haben sie ihre eigenthümliche Weise vollkommen bewahrt, und erscheinen von dieser Seite nur als Fortsetzungen des alten nationalen Typus. Zugleich aber sehen wir sie als Bestandtheile neu entstandener oder erst im Entstehen begriffener Nationalitäten wirksam. Hieher können wir die Überreste des finnischen,

ibërischen, thrakisch-pelasgischen und hellenischen Stämmes rechnen, welche theils den germanischen, romanischen und slavischen Elementen völlig assimilirt sind, und dadurch sogenannte Uebergangsvölker erzeugt haben, in denen noch kein scharf durchstehender Typus zu erkennen ist, theils in Bruchstücken für sich existiren, und an ihrer alten Volksthümlichkeit festhalten, wie z. B. die Finnen, Lappen, Madjaren, Esthen, Litthauer, Albanesen, Basken, Bretagner, die gälischen und kymbrischen Kelten in Schottland, Irland, Belgien, u. s. w.

Die zweite höhere Art der Zeugung, welche man wohl die geschichtliche nennen kann, insofern aus dem Vorgeschichtlichen entgegengesetzter Theile ein neues Drittes hervorgeht, ist in der Geschichte des kaukasischen Stammes die häufigste. Es zeigt sich hier nemlich ein gebendes und ein empfangendes Element, sei es nun dass ein Culturvolk sich wilde Stämme assimilirt, wie z. B. die Römer sich mit Spaniern und Galliern verbanden und ihnen ihre Cultur und Sprache einimpften, oder dass ein wildes Volk die schwächeren, aber civilisirten Bewohner eines Landes bezwingt und unter ihnen sesshaft wird, wie z. B. die germanischen Nationen in allen Theilen des Römerreichs. Solche Zeiten der Wanderung und Völkermischung, wie sie vor dem Beginn des klassischen Alterthums und vor dem Mittelalter stattfinden, sind gleichsam die Geburtswehen der Geschichte und voll blutiger Arbeit. Die Bedeutung der Völkermischungen für das Gattungsleben im Allgemeinen haben wir im Folgenden ausführlicher zu besprechen.

Was nun die Nationalität anlangt als Resultat der ganzen Volksentwicklung und Darlegung der eigenthümlichen Art zu sein und zu handeln, so umfasst diese ihrem Werthe und Inhalte nach natürlich alle jene Stufen, welche das Völkerleben gliedern, und ist daher auch nach diesen zu ordnen. Wir scheiden deshalb auch hier eine höhere und niedere Art der Nationalität, letztere vorzüglich im ethnischen Leben verwaltend und völliges Naturproduct, an welchem die Thaten sittlicher Freiheit keinen Antheil haben, erstere hingegen eine bewusste Weiterbildung des natürlich Gegebenen und Bethätigung dieser Eigenthümlichkeit auf allen Gebieten menschlichen Wirkens. Nur muss man sich beide Arten durch die mannigfaltigsten Übergänge und Zwischenstufen vermittelt denken, und den Gegensatz nicht so scharf fassen, als ob die Nationalität der ethnisch zerstreuten Völker aller geistigen Elemente entbehrte, während die Eigenthümlichkeit der hoch civilisirten und staatlichen, also im engeren Sinne historischen Völker ein rein geistiges und freier Selbstbestimmung unterworfenes Gebilde wäre. Denn der Mensch ist auf jeder Entwicklungsstufe ein sinniges und sinnendes Geschöpf, und es fehlen nirgends die Grundelemente der geistigen Sonderheit, die eigenthümliche Sprache, Sage und Religion; so wie anderseits auch die am höchsten und reinsten entwickelte Nationalität nie die Volksmassen in dem Grade durchdringt, dass nicht an einzelnen Individuen die niedrigsten Bildungsgrade und völlige Passivität kenntlich wären. Der Unterschied liegt aber vorzüglich darin, dass die nicht historischen Völker in den einmal gegebenen physischen

Bestimmungen ruhig verharren und von Geschlecht auf Geschlecht dieselben Zustände überliefern, weshalb ihre Nationalität ein Nichtanders-Seinkönnen ist, während die höher begabten Nationen ihren historischen Beruf alsbald darin offenbaren, dass sie durch lebendige That den ihnen von der Natur gezogenen Kreis erweitern. Die Geschichte zeigt uns beim Auftreten der letzteren, wie z. B. der Inder, Griechen und Germanen, gleich anfangs eine grosse Zahl polarischer Gegensätze der Begabung, Sitten und Meinungen, welche mit einander in Conflict gerathen und den Stoff einer ununterbrochenen gegenseitigen Beziehung und Bewegung geben; andere grosse Völkermassen hingegen, wie die Mongolen, Indo-chinesen, Slaven, erzeugen aus sich eine viel geringere Mannigfaltigkeit und bleiben mehr homogen. Fragt man nach dem letzten Grunde dieser Erscheinung, so lässt sich nur auf den weisen Plan der Vorsehung und die ursprüngliche Anlage der einzelnen Völker verweisen.

Uberhaupt aber müssen unsere Bemühungen, hier dem Primitiven und der eigentlichen Entstehung auf die Spur zu kommen, oft scheitern. So giebt es schwerlich ein dunkleres Gebiet, als das der ersten Entfaltung und Ausbreitung des *Nationalgeistes*. *Göthe*, welcher aller Orten in seinen Schriften auf das Verhältniss der Nationalität zur Kunst und Literatur zurückkommt, sagt ohne Zweifel richtig, dass wir wohl ein stilles geheimnissvolles Walten ahnen, aber erstaunen, wenn das Werk vollendet ist, weil wir nicht wissen, wie es zu Stande kam. Der Moralphilosoph *Garve*, welcher gerade nicht viele tiefe Gedanken hat, aber bei seiner

Umsicht und Vielseitigkeit gewöhnlich das Richtige mit berührt, hält dafür, dass der Nationalgeist nur ein erweiterter Familiengeist sei, und daher die zufällige geistige und körperliche Beschaffenheit der ersten Stammeltern die grösste Bedeutung habe. So stellt er sich vor, dass die Verbindung eines vorzüglich schön gebildeten Mannes, von schneller Fassungskraft und einer gutmüthigen Laune, mit einem ihm ähnlichen Weibe den Ursprung einer Familie veranlasst habe, in welcher Körperschönheit und geistige Regsamkeit erblich wurden. So seien die Griechen entstanden; umgekehrt von einem körperlich und geistig unbehülflichen Elternpaare die Mongolen und Neger [1]). Das Richtige in dieser Ansicht scheint mir zu sein, dass das Naturgesetz, nach welchem das Erzeugte dem Erzeuger ähnlich wird, zur Fixirung und Erhaltung eines bestimmten Geistes und physichen Typus unter stammverwandten Menschen sehr viel beiträgt, das Unrichtige aber, dass jedesmal aus einer Familie ein Volk entstehen soll, wobei es blosses Ungefähr bleibt, welcher Beschaffenheit die Stammeltern sind. Die Ähnlichkeit der zu einer Nation gehörigen Menschen kann allerdings auf Blutsverwandtschaft beruhen, aber wir können niemals die ganze Stufenfolge der Volksgeister, wie sie uns in der Geschichte vorliegt, aus zufälligen Combinationen erklären. Sucht man auf der anderen Seite ein höheres Princip für den Nationalgeist, so kann man darin nur die

1) *Christian Garve* »Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur, und dem gesellschaftlichen Leben. Zweiter Theil. Breslau 1796, pag. 94 u. fg.«

grosse Bedeutung der Volksthümlichkeiten für den Entwicklungsgang der Menschheit aussprechen, aber ohne zur Erklärung der Sache wesentlich beizutragen. So verhält es sich mit den Aussprüchen: der Nationalgeist sei der göttliche Beruf eines Volks, ein besonderes Moment des Weltgeistes, das innere Lebensgesetz der Nation u. s. w. Sie sagen alle ungefähr so viel, wie: *manum de tabula!* Ein sehr zu erwägender Umstand ist aber der, dass wenn ein Volk in Sprache, Religion, Cultus und Sitte seine Individualität durchgebildet hat, diese seine geistige Substanz mehr bindet und auf den einzelnen Menschen einwirkt, als die eigentliche genealogische Zusammengehörigkeit, und eine erziehende Gewalt übt, welcher jedes innerhalb der Nation stehende Individuum gehorchen muss. Dies ist die magische unsichtbare Kraft des Nationalgeistes, welche unserem ganzen Denken und Handeln eine bestimmte Richtung giebt, bevor wir freier Wahl fähig sind, und somit ein integrirender Theil unserer Natur wird. Wir suchen und lieben das uns Gleichgeartete, eine Generation trägt die andere, und so bildet sich das Gefühl der geistigen Verwandtschaft und Zuneigung. Der ungebildete Mensch ist an sich Egoist in jeder Beziehung, der gebildete mehr oder weniger Subjectivist und für Alle gilt das Princip, welches *Spinoza* ausspricht: »*Videmus, unumquemque ex natura appetere, ut reliqui ex ipsius ingenio vivant.*« *(Ethic. III, ad Schol. XXXI.)*. Dies dem Menschen beigegebene Streben, sich seine Umgebung gleichsam anzubilden und mit seinem Geiste zu durchdringen, welchem in der Körperwelt die Attractions-

kraft entspricht, wirkt unstreitig am meisten zur Entfaltung des Nationalgeistes.

§ 5. *Die Einflüsse des Bodens und Climas.*

Wenn es zu entscheiden gilt, wie sich die äussere Naturumgebung, die Lage und Grenze eines Landes, die Beschaffenheit des Himmels und der Producte, zu dem Wesen der Bevölkerung verhalte, und wie viel von den Eigenthümlichkeiten des nationalen Typus diesen terrestrischen und climatischen Einflüssen zugeschrieben werden müsse, so thut man wohl, die Frage so weit möglich in ihre einzelnen Bestandtheile aufzulösen und die einzelnen Punkte sich an Beispielen zu vergegenwärtigen. Denn auf die allgemeine Frage, wie der Mensch sich zur äusseren Natur verhalte, kann man mit gleichem Rechte Entgegengesetztes antworten, wie denn auch wirklich viele Philosophen die Unabhängigkeit des Menschen von der Natur zu beweisen gesucht haben, während ihn Andere als ein Product des tellurischen Lebens auch in seinem geistigen Wirken als naturgebunden darzustellen strebten. Zur näheren Bestimmung mögen etwa folgende Sätze beitragen.

1. *Die Abhängigkeit von der Natur ist bedingt durch den Culturgrad eines Volkes: je höher civilisirt, desto selbständiger steht es da.* Die völlig rohen und halb civilisirten Nationen, wie wir sie vorzugsweise in Asien, Amerika, Afrika und Australien finden, sind bekanntlich den Natureinflüssen unendlich viel mehr unterworfen als die meisten Völker des kaukasischen Stammes, indem sie einerseits nicht so viele Veranlassung haben, die rohe Naturgewalt zu bekämpfen,

welches der erste Schritt zur Cultur ist, anderseits sich rein sinnlich den äusseren Eindrücken hingeben. Wo die Natur ihren Kindern den nöthigen Unterhalt von selbst liefert, wie in den meisten tropischen Gegenden, da wird keine Energie des Geistes geweckt, sondern es tritt die Gewohnheit ein, von aussen sich bestimmen zu lassen. Die Nomaden-, Jäger- und Fischervölker ändern nach ihren Bedürfnissen leicht ihre Wohnsitze: nach der Beschäftigung bestimmt sich die Sitte und Religion; der Kreis ihrer Vorstellungen, meistens nur auf die physische Existenz gerichtet, bleibt eng und dürftig. Dies Gefühl der Abhängigkeit von den waltenden Naturmächten prägt sich zunächst in ihrer Religion aus: sie dienen dem blinden Fetisch, oder auf höherer Stufe den Erscheinungen des Himmels und des Erdlebens, gelangen aber nicht zur Einsicht in die Übermacht des Geistigen. Dieselbe Wahrnehmung drängt sich uns auf, wenn wir die Jugendgeschichte der jetzt historisch entwickelten europäischen Völker betrachten, oder die ganze moderne Weltanschauung mit der alten vergleichen. Sämmtliche alte Religionen schliessen sich mehr oder weniger dem Character des Landes an, in welchem sie entstanden, und ohne für alle das Princip der Natursymbolik zu statuiren, muss man doch den wesentlichen Einfluss der Naturumgebung auf den Cultus zugeben. Wie völlig sind nicht die wunderbar phantastischen Mythen der Inder mit ihrer tief philosophischen Betrachtung des Naturprocesses, die unheimlich düsteren Glaubenslehren der Aegypter vom Typhon, Isis und Osiris, die heiteren Götter und Sagen Griechenlands, der tiefe Ernst der nordischen Mythologie, dem

Character des Landes angefügt? Ähnliche Einflüsse kann man in der Poesie und Kunst der einzelnen Nationen nachweisen, wird aber zugleich bemerken, dass diese Abhängigkeit mit dem Fortschritt der Geschichte immer mehr verliert. Wenn man geflissentlich nach Übereinstimmungen im Character des Landes und dem des Volks sucht, so ist die Gefahr geistreicher Spielereien sehr gross. Dies Thema ist unerschöpflich weit; ich will mich desshalb auf ein Beispiel beschränken. Es ist sehr oft von der katholischen Religion als Ausdruck der südlichen Natur, und vom Protestantismus als Eigenthum des Nordens die Rede. Die Phantasie und sinnliche Lebendigkeit soll den Südländern, dagegen Verstandesschärfe und ruhige Klarheit den Bewohnern des Nordens eigenthümlich sein. Schon dieser Satz, so allgemein ausgesprochen, enthält viel Unwahres, noch mehr aber die Auffassung des Katholicismus als Product des Südens. Wir müssen uns in der That den Gang der geschichtlichen Ereignisse viel weniger von den Naturbedingungen abhängig denken. Roms Lage im Süden Europas und seine Bedeutung unter allen Völkern als Weltstadt und Mittelpunkt alles historischen Lebens, die Verschmelzung des antiken kunstschönen Cultus mit der christlichen Liturgie, die Spannung der norddeutschen Fürsten mit dem Kaiser, als die Reformation eintrat, dies sind Umstände, die man zuvor erwägen muss, ehe man sich an die Natur der Länder und Völker wendet. Welche Übereinstimmung ist zwischen der slavischen Natur oder dem physischen Character Russlands und der griechischen Kirche? Warum

hält ein Volk des Nordens, die Irländer, am Katholicismus fest?

Ebenso bedenklich ist es, zu viele Analogien zwischen den jest bestehenden Nationalitäten und ihren Wohnsitzen aufzufinden. Man hat auch mitunter nachgewiesen, dass dieser oder jene grosse Mann, wie *Shakespeare*, *Göthe*, *Luther* u. s. w., nur gerade in der Stadt, wo er geboren wurde und gerade unter den besonderen Umständen, welche in sein Leben eingriffen, erstehen konnte; aber man vergisst dabei ganz die autochthonische Kraft des Geistes, welche wohl von äusseren Umständen afficirt, aber nicht von ihr geschaffen wird.

Endlich spricht man gewöhnlich nur von dem Einflusse der Natur auf den Menschen und übersieht den grossen Einfluss des Menschen auf die Natur des Landes und des Climas [1]). Wenn der Boden urbar gemacht, die Wälder gelichtet, die Sümpfe vertilgt werden, die Mittel der Subsistenz sich überall hin vervielfältigen, und der Mensch, von den Cerealien und Hausthieren begleitet, jedem Lande Wohnung und Nahrung abzwingt, so mildert sich auch das Ansehen der Erde und des Himmels, und er bringt Bildung und Sitte selbst in die unwirthbarsten Gegenden.

2. *Die Volkscharactere sind weit mehr von der physischen und geistigen ursprünglichen Organisation, als vom Clima und Boden abhängig.* Die ent-

1) Eine treffliche Abhandlung, welche dies Thema ausführt, findet sich in »*Dansk Tidsskrift, udgivet og redigeret af J. F. Schouw* (*Kiöbenhavn*, 1847, Nr. 5, p. 401),« betitelt: »Menneskets Indvirkning paa Naturen,« von *J. F. Schouw*.

gegengesetzte Behauptung, dass Land und Volk gleichsam ein Naturganzes bilden, und alle Verschiedenheit der Nationalitäten aus den Differenzen des Bodens und Climas erklärt werden müsse, ist seit *Montesquieu* [1]) ziemlich verbreitet und oft erneuert worden. Jedoch haben sowohl Philosophen, als Historiker und Naturkundige der neueren Zeit die Sache auf ihr richtiges Maass zurückgeführt [2]). Überall, wo geschichtliches Leben wirksam ist, giebt es keine Autochthonen, an denen wir die ursprüngliche Harmonie der Natur und Menschenwelt wahrnehmen könnten; die Wohnsitze sind gewechselt und jedes Volk ist das geworden, was es nach seiner

---

1) Wie völlig *Montesquieu* dies Princip durchführte, sieht man aus nachstehender Stelle: »*On a donc plus de vigueur dans les climats froids. L'action du coeur et la réaction des extrémités des fibres s'y font mieux, les liqueurs sont mieux en équilibre, le sang est plus déterminé vers le coeur et réciproquement le coeur a plus de puissance. Cette force plus grande doit produire bien des effets; par exemple, plus de confiance en soi-même, c'est-à-dire plus de courage; plus de connaissance de sa supériorité, c'est-à-dire, moins de désir de la vengeance; plus d'opinion de sa sûreté, c'est-à-dire plus de franchise, moins de soupçons, de politique et de ruses. Enfin, cela doit faire des caractères bien différens.*« (*De l'esprit des loix. Livr. XIV, II.*)

2) *Hegel*, Philosophie der Geschichte, (Berlin 1840) p. 99: »Die Natur darf nicht zu hoch und nicht zu niedrig angeschlagen werden; der milde jonische Himmel hat sicherlich viel zur Anmuth der homerischen Gedichte beigetragen, doch kann er allein keine Homere erzeugen; auch erzeugt er sie nicht immer; unter türkischer Botmässigkeit erhoben sich keine Sänger.« Die Unabhängigkeit der Nationalcharactere von der Natur des Landes ist sehr scharf hervorgehoben in einer Abhandlung von Prof. *J. F. Schouw*: »Skandinaviens Natur og Folk« (Kiöbenhavn, 1845), wo bewiesen wird, dass Dänemark seiner Bodenbeschaffenheit nach sich an Deutschland anschliesst, im Volksthume aber rein skandinavisch ist.

innereren Kraft und Anlage aus sich herausarbeiten konnte. Je augenfälliger aber im Einzelnen der Einfluss der physischen Umgebung auf den Character und die Entwicklungsgeschichte der Völker hervortritt, desto mehr muss man denjenigen Beispielen seine Aufmerksamkeit zuwenden, welche das Gegentheil bestätigen. Und wenn nur der Satz festgehalten wird, dass die Abhängigkeit von der Natur sich nach dem Culturgrade richtet, so wird man bei genauer Erforschung der Geschichte finden, dass im Ganzen die terrestrischen und climatischen Einflüsse weniger Gewicht haben und weniger erklären, als die ursprüngliche Volksbegabung. An den Polen und unter dem Aequator ist begreiflicherweise die Einwirkung der Natur auf die Menschen sehr stark, und man kann mit Gewissheit behaupten, dass weder Sibirien noch Mittelafrica jemals bedeutende Culturländer werden können, wie sie denn überhaupt nicht zu Wohnsitzen einladen; aber alles zwischen diesen Extremen liegende Gebiet, auf welchem sich die Geschichte bewegt hat, zeigt an den mannigfaltigsten Beispielen, wie die Eigenthümlichkeiten der Völker in ihrer Entwicklung besonderen Gesetzen folgen, die nicht als Resultate des Climas und Bodens aufzufassen sind.

Wäre die Natur des Landes die wesentlich bestimmende Kraft bei der Entwicklung der Nationalitäten, und die Organisation der Völker das Accidentelle, wie kam es dann z. B., dass Italien nnd Griechenland seit vielen Jahrhunderten ihrem Alterthume ungetreu geworden sind? Die Beschaffenheit des Bodens und Himmels ist dieselbe geblieben, aber andere minder harmonisch ausgestattete Stämme sind eingewandert, deren

Character und Geschichte vom antiken Typus völlig abweichen und nie jene Normgültigkeit erlangen werden, welche wir an den klassischen Völkern nicht aus blosser Gewohnheit, sondern mit stets sich erneuernder Liebe bewundern. Ein recht einleuchtendes Beispiel giebt uns ferner die Vergleichung Vorderindiens und Hinterindiens. Beide Halbinseln haben die ähnliche ungemein üppige Natur, und afficiren ihre Bewohner auf gleiche Weise; wir finden aber bei den Indochinesen durchaus Nichts, das nur auf eine Anlage zu jener grossartigen Entwicklung und Weltanschauung deuten könnte, welche sich die arischen Inder errungen haben. Freilich giebt es, was die äussere Sitte und Lebensweise anlangt, genug Analogien; aber geistige Blüthen suchen wir beim mongolischen Stamme Hinterindiens vergebens. Ebenso haben sich die Einwohner *Dekhans* und die *Vindhja*-Stämme trotz mannigfacher Einflüsse und Assimilationen von Seiten des arischen Culturvolkes immer auf einer sehr niedrigen Culturstufe erhalten. Wenn die ursprüngliche Begabung der Völker nicht stärker wäre als die äussere Natur, wie hätten die Juden durch Jahrtausende, unter allen Himmelsstrichen, ihren semitischen Typus des berechnenden zähen Egoismus, welchen im Alterthum die Phoeniker als Handelsleute repräsentirten, so treu bewahrt? Wenn der Süden leichte, bewegliche und leidenschaftliche Menschen erzeugte, woher denn die schwere Festigkeit und der gemessene Ernst der Römer? Woher die ruhige Würde der Spanier? So sieht man überall, dass jene Ansicht von der inneren Congruenz der Natur und Menschenwelt, welche die eine aus der anderen hervorwachsen lässt, nur aus

einem vorschnellen Generalisiren entstehen kann, wobei allerdings ein gewisses unbestimmtes Gefühl für poetische Harmonie sich befriedigt fühlt, aber vielen Irrthümern Thor und Thür geöffnet wird.

Clima und Boden *begleiten* die Entwicklung der Völker, aber *leiten* sie nicht. Sie verhalten sich zur Nationalität, wie die Erziehung zum Naturell des einzelnen Menschen; es kann Vieles dadurch gebessert, nach dieser oder jener Richtung hingeführt, modificirt und veredelt werden; aber der angeborene Sinn, das eigentliche *ingenium*, geht doch mit dem Siege davon. Diesen den Völkern eingehauchten Genius, wie er sich vorzugsweise in einzelnen Trieben und Tendenzen ihres Geisteslebens ausprägt, zu fassen, ist die Aufgabe desjenigen, der die Nationalcharactere zu schildern unternimmt. Diese *Charactere* sind aber wesentlich Resultate der *geschichtlichen* Entwicklung, und wohl vom *Naturell* oder *Temperamente* des Volkes zu unterscheiden. Denn es giebt viele Nationen, welche eines Characters entbehren, aber keine ohne ein bestimmtes Naturell.

3. *Die Einwirkung der physischen Beschaffenheit eines Landes auf die Bewohner ist vorzugsweise mittelbar und indirect.* Die Natur ladet von selbst in einzelnen Gegenden zu einer bestimmten, der geistigen Entwicklung günstigen Lebensart ein, welche sie anderswo versagt. So fordert der Süden, z. B. in Italien und Griechenland, zum Leben in der freien Natur, überhaupt zur Öffentlichkeit auf, lässt die Menschen mehr nach aussen streben, und begünstigt die sociale und politische Gemeinschaftlichkeit, woraus eine geringere

Bedeutung des Familienlebens und eine weniger starke Innerlichkeit des Gemüthes hervorgeht. Der Norden umgekehrt drängt die Entwicklung mehr nach innen, begünstigt die Abgeschlossenheit der Individuen, stärkt die Bande des Familienlebens und reizt weniger zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Wo diese aber zu Stande kommen, sind sie in der Regel dauerhafter, weil sie eine grössere Summe moralischer Energie einschliessen. Daher ist es natürlich, dass die sociale Entwicklung meistens von Süden nach Norden geht, und in die Breite wirkt, während die Vertiefung des geistigens Lebens, vom Mittelpunkt der Individualität aus, wohl überwiegend den nördlicheren Völkern angehört. *Jordanes* nennt an einer Stelle den Norden die *officina generis humani*, und obwohl er dies mehr äusserlich von den aus Norden einwandernden Völkern verstanden haben mag, welche, wie z. B. die Normannen, dem entnervten Süden frische Bestandtheile zuführten, so hat dies doch zugleich den tieferen Sinn, dass sittliche Kraft und einfache Grösse glücklicher im Norden gedeihen [1]). Nur darf man aus solchen Beobachtungen

1) *Aristoteles* in seiner Politik (VII, 6, 1) spricht sich über diesen Gegensatz so aus: „*Τὰ μὲν γὰρ ἐν τοῖς ψυχροῖς τόποις ἔθνη καὶ τὰ περὶ τὴν Εὐρώπην θυμοῦ μέν ἐστι πλήρη, διανοίας δὲ ἐνδεέστερα καὶ τέχνης. διόπερ ἐλεύθερα μὲν διατελεῖ μᾶλλον, ἀπολίτευτα δὲ καὶ τῶν πλησίον ἄρχειν οὐ δυνάμενα. τὰ δὲ περὶ τὴν Ἀσίαν διανοητικὰ μὲν καὶ τεχνικὰ τὴν ψυχήν, ἄθυμα δέ. διόπερ ἀρχόμενα καὶ δουλεύοντα διατελεῖ. τὸ δὲ τῶν Ἑλλήνων γένος ὥσπερ μεσεύει κατὰ τοὺς τόπους, οὕτως ἀμφοῖν μετέχει. καὶ γὰρ ἔνθυμον καὶ διανοητικόν ἐστιν.*

keine Regel machen wollen, weil die Naturbegabung in der Menschenwelt sich nirgends an feste unveräusserliche Formen bindet. Sie haben aber insofern Werth, als sie zur Erklärung einzelner geschichtlicher Erscheinungen einen Beitrag geben. So ist der hier berührte Punkt nicht ohne Bedeutung, wenn es die Gründe zu erforschen gilt, wesshalb die nach dem klassischen Alterthum eingetretene Culturperiode so viel dauerhafter und gehaltreicher ist, als die frühere.

Es ist keine Frage, dass die verschiedene Gestalt und Beschaffenheit der Erdtheile und in diesen wiederum die Natur und Lage der einzelnen Länder, wie im Ganzen auf den Gang der Weltgeschichte, so auf die Entwicklung der Nationen grossen Einfluss geübt hat. Dass eine grosse Continentalmasse, wie Asien, oder ein so unbeholfener Festlandsklumpen, wie Africa, im Allgemeinen nicht dazu geeignet sind, die Wohnsitze sehr hoch und frei entwickelter Völker zu werden, ist wohl einleuchtend [1]). Nur wo Flussgebiete und üppige Vegetation oder die Nähe der See zur Cultur einladen, finden wir hier historische Erscheinungen, wie Aegypten, Carthago, Persien, Judäa, Indien, Arabien und Kleinasien. Das mittlere Asien verschliesst durch seine

---

διόπερ ἐλεύθερόν τε διατελεῖ καὶ βέλτιστα πολιτευόμενον καὶ δυνάμενον ἄρχειν πάντων, μιᾶς τυγχάνον πολιτείας." Damals aber hatte der Norden noch keine Geschichte.

1) Schon *Strabo (lib. II, p. 126 ed Casaub.)* macht die Bemerkung, Europa sei der mannigfaltigste von allen Erdtheilen, Libyen gerade das Gegentheil, Asien halte ungefähr die Mitte zwischen beiden

Steppen und Wüsten jedem Culturfortschritte den Weg und hat schon seit Jahrtausenden die Scheidewand roher Barbarei und friedlicher Sitte gebildet [1]). Dahingegen das vielgegliederte, überall vonFlüssen durchzogene, mit Halbinseln und Inseln reich ausgestattete Europa zum Schauplatz des regen historischen Lebens wie geschaffen scheint, indem es mit dem glücklichen Einflusse der gemässigten Zone einen grossen Reichthum der Producte verbindet, und wohl den Völkern für sich ihre Gebiete anweist, aber nirgends eine Absperrung oder völlige Trennung gestattet. Wie diese Unterschiede die Erdtheile trennen und entweder als Hemmnisse oder Begünstigungen der Cultur aufgetreten sind, so sondern sich auch die einzelnen Länder Europas untereinander und geben jedem einen eigenthümlichen Typus, welcher vorzüglich die Lebensweise der Bewohner bedingt und durch die Gewohnheit der äusseren Existenz auch auf die innere Volksnatur mannigfach einwirkt. Denn die äusseren Lebensformen bedingen die Volkssitte, diese ist wiederum von grösster Wichtigkeit für die ursprüngliche Entstehung der Gesetze; an die Entwicklung des volksthümlichen Rechts knüpft sich die Verfassung und an diese die ganze politische Existenz der Nation. Ein

1) Vergl. *A. v. Humboldt*, Ansichten der Natur, Bd. 1, p. 8 u. 9. Wie Europas Verhältniss zu Africa und Asien, so ist auch Griechenlands vorzügliche Gliederung und reiche Mannigfaltigkeit im Vergleich zur mehr uniformen Gestalt anderer Länder Europas als besonders wichtig zum Verständniss des Alterthums hervorgehoben worden. Dass ein so begabtes Volk ein solches Land einnahm, ist allerdings von hoher Bedeutung: aber die Slaven auf griechischem Boden werden nie Hellenen werden.

ungemein klares Bild dieser bald weniger, bald mehr scharf hervortretenden Einwirkungen der äusseren Naturumgebung auf die geistige Beschaffenheit und das ganze Leben der Völker finden wir in *Montesquieu's* vorzüglichem Werke über den Geist der Gesetze, und er berührte damit eine Seite der Geschichtsphilosophie, welche ohne Zweifel in seinen Tagen ziemlich unbeachtet war. Nur fasst er die mittelbaren Einflüsse oft als directe und unmittelbar wirkende, und stellt die Natur der Völker meistens so dar, als ob sie nach allen Seiten hin völlig bildsam und wandelbar den Weg gehe, welchen Clima und Boden ihr anweisen.

Nicht weniger wichtig, als die terrestrische und klimatische Ausstattung eines Landes ist seine Umgrenzung. Gewiss hat der Satz durchstehende Geltung, dass natürlich isolirte Gebiete, wie Inseln und Hochplateaus, unendlich viel dazu beitragen den geistigen Typus des Volks scharf markirt und einseitig stark zu machen, während die Thalländer und weiten Continentalebnen nicht sehr geeignet sind, das Volk in allen Dingen bestimmt abzugrenzen. Am entschiedensten tritt dies hervor, wenn wir das Wesen der Inselvölker mit dem der Festlandsbewohner vergleichen. Bei den ersteren ist weniger Gelegenheit zum nationalen Stoffwechsel, das Ursprüngliche bewahrt besser seine Kraft, und selbst wenn eine Vermischung der volksthümlichen Elemente stattfindet, so wird der Process des Zusammenwachsens früher vollendet. Daher fügt sich ihre Cultur fester und eigenthümlicher, aber wird auch eher hart und versteinert. Die Geschichte Kretas im frühen Alterthum, Islands im Mittelalter und Englands in der

neuen Zeit geben hierfür viele Belege. Aus eben diesem Umstande erkläre ich mir anderseits, dass ein Volk, welches die Heerstrasse der Nationen inne hat, und ringsumher ohne scharfe Grenze von anderen Völkern umgeben ist, wie die Deutschen, nicht so leicht zu einem bestimmt und unzweideutig abgemessenen politischen und nationalen Dasein gelangt. Die innere Consolidirung ist hier wegen der unaufhörlichen Berührung mit dem Fremden sehr schwer; aber als Ersatz für die Kraft der Einseitigkeit macht sich gerade in Folge der beständigen Anregung eine so weitumfassende Weltanschauung und Fülle des geistigen Lebens geltend, dass dies Volk ohne Zweifel viele seiner herrlichsten Vorzüge aufgeben würde, wenn es die exclusive Nationalität als das höchste Ziel seines Strebens betrachtete, oder sich politisch in das Beispiel Englands hineinlebte. Im Studium der Geschichte lernt man Gerechtigkeit gegen die Nationen sowohl als gegen den einzelnen Menschen. Wenn die Deutschen in ihrer vielfachen Zertheiltheit und mangelhaften Abgrenzung gegen aussen oft Natur und Geschichte anklagen möchten, so sollte ihnen das Bild des grossen slavischen Stammes vor Augen stehen, welcher allerdings wenig zerstreut die nationale Cohaerenz bewahrt hat, aber, in kein günstig belegenes Land verwiesen, nur mit Mühe sich seiner scythisch-mongolischen Natur entledigt. Wohl mag auch die geistige Begabung beider Stämme eine grundverschiedene sein, aber es ist nie zu vergessen, dass in dem einen Fall die Lage und Beschaffenheit der Wohnsitze jedes Culturstreben angeregt

und begünstigt, in dem anderen gehemmt und unterdrückt hat.

§ 6. *Die aussondernde und abstossende Kraft der Nationen.*

»Die geistige Natur, sagt *Fichte* in seinen Reden an die deutsche Nation (p. 422), vermochte das Wesen der Menschheit nur in höchst mannigfaltigen Abstufungen an Einzelnen, und an der Einzelheit im Grossen und Ganzen, an Völkern darzustellen. Nur wie jedes dieser letzten, sich selbst überlassen, seiner Eigenthümlichkeit gemäss, und in jedem derselben jeder Einzelne jener gemeinsamen, so wie seiner besonderen Eigenheit gemäss, sich entwickelt und gestaltet, tritt die Erscheinung der Gottheit in ihrem eigentlichen Spiegel heraus, so wie sie soll; und nur der, der entweder ohne alle Ahnung für Gesetzmässigkeit, und göttliche Ordnung oder ein verstockter Feind derselben wäre, könnte einen Eingriff in jenes höchste Gesetz der Geisterwelt wagen wollen. Nur in den unsichtbaren, und den eignen Augen verborgenen Eigenthümlichkeiten der Nationen, als denjenigen, wodurch sie mit der Quelle ursprünglichen Lebens zusammenhängen, liegt die Bürgschaft ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Würde, Tugend, Verdienstes; werden diese durch Vermischung und Verreibung abgestumpft, so entsteht Abtrennung von der geistigen Natur, aus dieser Flachheit, aus dieser die Verschmelzung Aller zu dem gleichmässigen und an einander hangenden Verderben.«

Es ist schwerlich je die Bedeutung und der Werth des Individuellen dem Allgemeinen *gegenüber* und

zugleich *für* das Allgemeine tiefer und schöner erfasst worden, als in diesen Worten *Fichte's;* es geht hier aber unverkennbar das ganze physische und geistige Leben der Menschheit in den Individualismus auf, ausser welchem es nichts Anderes giebt. Wir fragen zuvörderst: Die geistige Natur *vermochte* das Wesen der Menschheit *nur* in höchst mannigfaltigen Abstufungen an Einzelnen darzustellen? War dies eine Schwäche der geistigen Natur? Und hätte sie bei vollkommnerer Kraft eine gleichartige Gesammtheit geschaffen? Oder sind den Individualitäten, dem einzelnen Menschen sowohl wie den Nationen, diejenigen Kräfte und Vorzüge beigegeben, welche eigentlich der Gesammtheit zukämen, und existirt das natürliche, so wie das höhere geistige Leben der Gattung *nur* in dem Einzelnen? Wir kommen hier zurück auf den schon oben ausgesprochenen Dualismus der Principien, der auflösenden und bildenden, der einigenden und sondernden, der individualisirenden und zum grossen Ganzen wieder zurückführenden Kraft, ohne deren *beiderseitiges* Wirken unserer Meinung nach weder das Leben der Natur noch die Geschichte zu verstehen ist. Wie sich nemlich die Gesetze des Gattungslebens zu denen der individuellen und nationalen Existenz verhalten, und wie beide Kreise sich gegenseitig bedingen, so dass weder das Princip der Individualität, welches *Fichte* vertritt, allein und einzig die treibende Kraft und Offenbarung des Göttlichen in der Geschichte enthält, noch das Wirken und Walten des Gesammtlebens und des die Totalität überwachenden Princips für sich allein ohne die Individuen zu denken ist, — dieser Punkt

bedarf einer kurzen Erläuterung, um die natürlichen Lebensäusserungen der Nationen und Nationalitäten in das rechte Licht treten zu lassen. Denn der aussondernden und abstossenden Kraft der Nationen, welche die Individualität schützt, werden wir eine andere Macht sich gegenüberstellen sehen, welche gebieterisch als Beschützerin der Einheit ihre Mischung fordert und sie trotz ihrer disjunctiven Natur an einander bindet. Und zwar ist diese letztere Macht die höhere und allgemeinere; sie enthält mehr, als jene erstere, die *philosophische Substanz* der Geschichte.

Wir kennen keine Bewegung im kosmischen oder tellurischen Leben, in den organischen oder unorganischen Reichen, die nicht auf Sonderung eines grösseren Ganzen in mehr oder weniger selbständige Theile, oder umgekehrt auf Vereinigung dieser Theile zum Ganzen gerichtet sein sollte. Wären beide Principe zu jeder Zeit gleich stark, so würde keine Bewegung nach der einen oder anderen Seite hin, stattfinden können. Ebenso würde die Bewegung bald zu Ende gehen, wenn das eine von dem anderen absolut besiegt und vernichtet werden könnte, denn durch stets fortgehende Individuation müsste das Ganze verschwinden, so dass bald kein Material für neue Theilungen da wäre, und durch beständige Concentration würde es ebensobald an Theilen mangeln, die noch zu vereinigen wären. Es ist demnach die Nothwendigkeit gegeben, dass die fortgehende, aus dem Kampf jener polarischen Gegensätze resultirende Bewegung, eine oscillirende sein muss, in welcher abwechselnd das Ubergewicht bald auf der einen, bald auf der anderen Seite ist. Diese Art der Schaukelbe-

wegung theilt sich allen übrigen polarischen Gegensätzen mit, die aus jenem allgemeinsten Dualismus resultiren und findet sich desshalb nicht weniger in allen Kreisen der Natur als in der Geschichte.

Die Unzulässigkeit einer fortgehenden Sonderung bis zur völligen Auflösung des Ganzen lässt uns einsehen, dass keine Art der Einzelwesen auf völlige Selbständigkeit Anspruch machen, sondern immer nur als in dem grösseren Ganzen ruhende und von demselben abhängige Theile betrachtet werden können. So ist unser Sonnensystem nur eine Provinz innerhalb der Grenzen eines grösseren Sternenreiches. Ebenso wenig sind durch das sondernde Princip die einzelnen Weltkörper dieses Systems völlig emancipirt und der Herschaft der Sonne entzogen; die Einheit des Erdlebens ist durch die unzähligen Schöpfungen des bildenden, individualisirenden Princips so wenig aufgehoben, dass vielmehr das Leben der Arten aufs Engste mit dem jedesmaligen Zustande des tellurischen Lebens zusammenhängt und von demselben bedingt wird. Diese Arten sind wieder als Gesammtorganismen zu betrachten, die das Leben ihrer constituirenden Theile, der Varietäten, Racen und Individuen auf dieselbe Weise modificiren und leiten, als in den Individuen die verschiedenen Organe und Systeme geleitet werden zum Gesammtleben.

Man hat oft behauptet, dass in Betreff der Arten ein solches Gesammtleben nur ein Erzeugniss unserer Einbildung sei, ähnlich wie wenn man vom Gattungsleben in der Geschichte redet. Das Individuelle allein soll Realität haben.

Dem widerspricht aber nicht nur die Entstehung der Arten in den verschiedenen Erdperioden aus einem einheitlichen Keime, der als solcher lange vor der Entwicklung vorhanden sein musste, sondern vorzüglich die nur aus einem Gesammtleben zu erklärende organische Erhaltung und Begrenzung der Arten. Es hat nemlich jede Art, trotz des überschwenglichen Propagationstriebes der Individuen, ihre feste, bestimmte Grenze der Ausdehnung. Wir sehen die Arten, gleich anderen Organismen, in der Jugendzeit rasch wachsen, darauf stille stehen und endlich abnehmen. Wir bemerken überall ein, nach festen Normen bestimmtes Auseinanderweichen der geschlechtlichen Polarität, so dass z. B. im Menschengeschlechte die männlichen und weiblichen Geburten in den kleinsten Districten und kürzesten Zeiträumen sich gleichkommen. Wir bemerken eine rasch steigende Fruchtbarkeit der Art nach grossen Verlüsten, und umgekehrt abnehmende Fruchtbarkeit nach Perioden gesteigerter Propagation. Diese und zahlreiche andere Erscheinungen stehen als ebenso viele unlösbare Räthsel da, wenn man nicht ein Gesammtleben der Art annimmt, welches über dem Leben der Individuen steht und dasselbe regulirt.

So gilt im Naturleben eine Art Lehnssystem, indem nemlich jeder Organismus theils einem Oberherrn zu gehorchen, theils über Unterthanen zu befehlen hat. Daher kommt es, dass je nachdem man sich auf eine höhere oder niedere Stufe stellt, das individualisirende Princip ein einigendes und das zur Einheit hinführende ein bildendes und individualisirendes erscheint, mithin beide in einander übergreifen und einen Doppelcharacter

behaupten. Für das Individuum z. B. hat die Nation einigende Kraft, für die gesammte Menschheit trennende. Für die klassische Welt der schönen Individualität ist die Völkerwanderung und das Christenthum nur Rückbildung und Zerstörung, für die Geschichte Europas im Ganzen aber der grösste Gewinn des Gattungslebens und zugleich im Verhältniss zum Totalorganismus der Menschheit neubildend; für die ethnisch zerstreuten Germanen ist das Reich Karl des Grossen ein Rückbildendes, insofern es die natürliche Sonderung aufhob und die zahllosen Theile zur Einheit brachte; dagegen ein Neubildendes für die höhere Entwicklung der Menschheit zum Staatsleben. So ist der Tod für uns einzelne Menschen etwas Zerstörendes und Rückbildendes, wie auch das Verblühen und Untergehen der Individuen im ganzen Naturreiche; für das grössere Ganze, die Erde, aber ist es bildend. Daraus geht einestheils die Nothwendigkeit beider Sphären hervor, anderentheils aber auch die Unwiderlegbarkeit des Satzes, dass wenn innerhalb einer Art, wie z. B. der der Menschen, eine fortschreitende Entwicklung (im Gegensatze zum blossen Entstehen und Vergehen, welches Bewegung, aber keine fortschreitende wäre) stattfinden soll, dies nur durch die gesteigerte Theilnahme der Individuen am Gesammtleben geschehen kann. Und dies allmälig aus der natürlichen Sonderheit hervor sich entwickelnde Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, welches freilich nie die Individuationskraft der Natur überwältigen, aber den Geist zur Einheit bei aller physischen Mannigfaltigkeit bringen wird, um ein reichgegliedertes harmonisches Ganze zu schaffen, darin scheint mir der Inhalt

der Geschichte zu liegen. Die Gottheitsfülle aber ruht zwar und offenbart sich dem Einzelnen zunächst im Individuellen; doch sagt uns die Vernunft, dass das Ganze mehr sein muss, als alle Einzelheiten für sich betrachtet, und dass es wohl die Schuld unseres beschränkten Blickes ist, wenn wir nur durch das Medium des Individuellen, wie durch ein Prisma, das Ganze schauen.

Kehren wir von dieser allgemeinen Erörterung zum Princip der Nationalität zurück, so tritt dies als Äusserung des individuellen Lebens eben im Streben hervor, sich in seiner Sonderheit und Eigenthümlichkeit zu behaupten, desshalb das Fremde von sich abzuwehren oder es zu assimiliren. So lange die Rohheit des ethnischen Lebens vorwaltet, ist die Nationalität nur der instinctmässige Trieb nach Selbsterhaltung und Feindseligkeit gegen jeden anderen Stamm, so wie Scheu vor der Berührung mit dem Fremden. Man kann eben nicht behaupten, dass der Hass gegen dasjenige, was nicht von unserer Art ist, bei höherer Cultur ganz verschwindet, aber der rohe Egoismus des natürlichen Individuums empfängt durch Einwirkung der edleren Fähigkeiten des Menschen mildere Formen, und geht aus dem Gebiete des blinden leidenschaftlichen Triebes in das des sittlichen Gefühls und der Erkenntniss über. Überdies findet aber bei höherer Civilisation das Streben nach Sonderungen und Distinction im Gegensatz zu einer anderen Tendenz, welche auf Gleichheit und Nivellirung der Differenzen hinarbeitet, Stoff genug im Ehrgeiz und in den verschiedenen Fähigkeiten der Menschen. Bei den Nationen aber in ihrer ersten natürlichen

Beschaffenheit ist das Verhältniss nicht viel anders, wie unter den Thierarten, ein Krieg Aller gegen Alle und absolutes Recht des Stärkeren. Wenn man von einer solchen allgemeinen Feindschaft der Menschen unter sich in dem Sinne gesprochen hat, als wäre jeder Einzelne des Anderen Feind, so ist dies falsch wegen der Familien- und Geschlechtsbande, welche selbst niedrigere Geschöpfe, als den Menschen, in Gruppen und Heerden zusammenhalten: von Nation zu Nation aber ist nur Trennung und Gegensatz. Wir finden desshalb die Jugendgeschichte der meisten Völker mit Stammfehden und gegenseitigen Vernichtungskämpfen angefüllt, und zwar bei den begabten Völkern noch mehr, als bei den weniger ausgestatteten. China z. B. umfasst mit seinen Schutzvölkern mehr Einwohner, als Europa, und seine historischen Annalen reichen bis zur Zeit der Einwanderung vom Westen her, aber von Kämpfen dieser ungeheuren Menschenmasse unter sich verlautet in den Geschichtsbüchern äusserst wenig; die Streitigkeiten sind entweder gegen die einfallenden Tartaren oder unter Kronprätendenten geführt. Dagegen die Völker des indoeuropäischen Stamms, Griechen und Römer, Germanen und Kelten gleich bei ihrem Auftreten als eine Unzahl kleiner, im wilden Kampf begriffener Stämme erscheinen, welche zum Theil auch in ihrer späteren Geschichte diesen ethnischen Character nicht ganz aufgeben. Die Natur liebt nicht die grossen homogenen Massen, oder knüpft wenigstens keine Vorzüge daran; die unter allen indoeuropäischen Völkern am meisten zertheilten Griechen und Germanen haben auch die reichste innere Entwicklung. Die Nationalität tritt

hier aber schwer als Bindemittel der gesammten verwandten Stämme ein, weil das Streben nach Disjunctien im Inneren überwiegt. *Caesars* Worte von den alten Germanen *(De bello Gallico VI, 23)*: »*Civitatibus maxima laus est, quam latissimas circum se vastatis finibus solitudines habere*,« die Geschichte der Deutschen und Skandinaven vor Einführung des Christenthums, die Kämpfe der Griechenstämme unter einander bis auf *Lykurgs* Zeit hin, führen uns die lebendigsten Bilder dieses Zustandes vor. Diese Periode ist das Heroenalter der Nationen. Die Sage umfasst in liebevoller Erinnerung die Thaten und Schicksale der einzelnen hervorragenden Geschlechter und Stämme, und wenn grosse Ereignisse, wie z. B. der trojanische Krieg, die Völkerwanderung und die Kreuzzüge die Völkermassen vereinen und der erste Schritt über das ethnische Leben hinaus gethan ist, so finden auch die Sagen einen Mittelpunkt, um welchen sie sich gruppiren, und je nach der künstlerischen Begabung des Volks und dem glücklichen Genie eines einzelnen Meisters das eigentliche Epos erzeugen. Für die Erforschung des ursprünglichen Volksgeistes giebt es kein wichtigeres Studium, als das der Nationalsage und Volkspoesie, welche zugleich mit dem religiösen Mythos innigst verknüpt ist, weil hier der Nationalsinn und die eigenthümliche Volksnatur ganz frei, sich selbst überlassen und *ohne Reflection* waltet. Mit der steigenden Cultur aber tritt auch das selbständige Staatsleben ein und ein *vorbedachtes* Wirken der Völker mit und gegen einander. Sie werfen einen Blick zurück auf ihre Jugendzeit, sie erkennen sich als Gesammtheit den anderen Nationen gegenüber,

sie suchen diese Gesammtheit zu stärken und in ihrem eigenthümlichen Wesen scharf hervorzuheben. Die Sprache und Literatur, die Religion und Wissenschaft, die Kunst und Verfassungen bilden im Vereine die geistige Wesenheit des Volks, in welcher es seine Individualität erfasst. Allein und ganz ausschliesslich in dieser Eigenheit zu ruhen, und nur hieran festzuhalten, ist weder den Nationen natürlich noch ihrer historischen Entwicklung günstig. Nicht natürlich, weil die gesunde Erhaltung nicht ohne Bewegung zu denken ist, nicht günstig, weil ein isolirtes Leben bald zur Stagnation und innerem Siechthum führt. Schon an diesem Naturgesetz findet der nationale Individualismus seine Grenze; noch mehr aber in dem Streben der Völker nach Wachsthum und Erweiterung. Sie erobern oder werden erobert, und andere Nationen ihrer Selbständigkeit beraubend oder der eignen beraubt unterhalten sie den fortgehenden Assimilationsprocess der Geschichte. Diesen zu betrachten ist die Aufgabe des folgenden Capitels: hier galt es nur nachzuweisen, wie das Princip der Individualität von selbst mit Nothwendigkeit auf seinen Gegensatz hinarbeitet.

Es wechseln in der Geschichte die Perioden der vorherrschenden Assimilation oder gegenseitigen Anbequemung und der repulsiven oder aussondernden Thätigkeit der Nationen, die eine Richtung das rege Leben der Gesammtheit, die andere alle Sonderbildungen beschützend. Die Verschmelzung aber verschiedener Volkselemente zu einem Ganzen geht in der Regel schwerer und langsamer vor sich, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte. Denn verdrängt auch ein

Volk die Sprache und eigenthümliche Cultur eines anderen, so überwältigt es doch nicht die physische Organisation desselben und kann mit allen Gewaltmitteln nicht den Naturtypus vernichten. Die orientalische Natur der Juden und bengalischen Zigeuner ist in Jahrtausenden unverändert geblieben, obschon ihnen die nährende Kraft der Heimath und des volksthümlichen Zusammenhanges völlig abging; am Fusse des *Libanon* leben aus der Heimath verschlagene arabische Stämme, die *Drusen* und *Maroniten*, welche sich völlig rein und unvermischt erhalten haben; in Aegypten scheiden sich noch heutigen Tags die Kopten, Araber und Türken scharf von einander. Nicht allein aber einzelne Völkerstämme, sondern grosse zusammenhängende Massen, wie der finnische Zweig im Norden, der iberische im Süden, der keltische im Westen Europas sind durch die nachfolgenden Einwanderer in kleine Bruchstücke zertrümmert worden. Dahin gehören die vereinzelt dastehenden Lappen, Madjaren, Esthen, Lithauer, Albanesen, Basken, Bretonen, Waleser, Bergschotten u. s. w., welche sich insgesammt in specifischer Geschiedenheit erhalten haben. Noch zahlreicher sind die von den erobernden neuen Völkerschaften ganz oder zum Theil verdauten alten Bruchstücke, die von der über ihnen hingelagerten neuen Volksschicht theils nur die Sprache, theils auch die Sitte angenommen haben, z. B. die zahlreichen finnischen Stämme im Norden Russlands, die slavischen Stämme im Osten Deutschlands, die germanischen in Nord- und Ostfrankreich, die dänischen in Schleswig, die Gaelen in Irland u. s. w. Wenn solche von ihrem ursprünglichen Stamme abgefallene

Volkstheile auch die neue Nationalität noch so völlig angenommen haben, und wie alle Proselyten, das abgelegte Kleid heftig schmähen, so straft sie doch ihr Naturell Lügen. Der russificirte Finne, der germanisirte Slave oder Däne, der gallisirte Germane wird in seiner ganzen Denk- und Handlungweise die ursprüngliche geistige Physiognomie ebenso wenig ablegen können, als er den nationalen Typus seines Schädels und seiner Gesichtszüge verändern kann. Dies gilt jedoch nur von den Gegenden und besonders von den Landdistricten, wo keine grosse und anhaltende Blutvermischung stattgefunden hat. Das Blut aller organischen Wesen hat nemlich die merkwürdige Eigenschaft, dass es Fremdartiges ausscheiden und sich wieder reinigen kann, insofern diese Beimischung nicht stark ist und zu lange anhält. So wie man die eigentlichen Volkscharactere weniger in Hauptstädten, als auf dem Lande studiren muss, weil dort beim Conflux so vieler verschiedener Elemente die ursprüngliche Reinheit verloren geht, ebenso wird man die rechten Typen des nationalen Naturells nicht in stark besuchten Verkehrsgegenden, sondern in scharf begrenzten Districten finden, wo auch unter den einzelnen Individuen eine grössere physische Ähnlichkeit, so wie ein mehr statarisches Naturell stattfindet. Ist aber die Mischung stark und fortdauernd, so unterliegt zuletzt die *vita propria* oder degenerirt doch so, dass man die neuen Bildungen kaum als Fortsetzungen der alten ansehen kann.

Die Natur aber hat den einzelnen Nationen sehr verschiedene Grade der Widerstandskraft und Intensität beigegeben. Einzelne Völker sind wie die Lerche, welche

alsbald die Melodien desjenigen Vogels nachsingt, der ihr zunächst im Bauer sitzt, und ihre eigenthümliche Weise ganz aufgiebt. Man hat den früheren Deutschen den Vorwurf zu grosser Accommodation an andere Nationalitäten gemacht, aber die jetzigen haben dies sattsam wieder ausgeglichen, und die Geschichte giebt ohnehin Beweise genug, dass gerade die germanischen Stämme im Kampfe mit anderen eine bewundrungswürdige Zähigkeit dargethan haben. So namentlich überall wo Slaven und Kelten mit Germanen in Berührung gekommen sind. Der früher so mächtige keltische Stamm hangt jetzt gleichsam am äussersten Rande des westlichen Europas, und hat nur Berge und Sümpfe übrig behalten von seinen in der Vorzeit ausgedehnten Gebieten; dem grössten Theile nach aber ist er in die romanisirten oder germanischen Völkerschaften fast spurlos aufgegangen. Der Grund dieser Erscheinung liegt wohl weniger in ihrer geringen Begabung und sittlichen Schwäche, obschon *Dahlmann* ihr Familienleben unedler nennt, als das germanische [1]), als in dem Umstande, dass sie schon in Ruhe und culturthätig waren, als die germanischen Stämme in Bewegung geriethen. Hätten sie zur Zeit des *Brennus* mit den Deutschen gekämpft, würden sie ihnen gleichgeartet gegenübergetreten sein; so aber mussten sie der Macht des feindlichen Völkerstromes weichen. Ich glaube hier ein Recht zu haben, mehr Gewicht auf die physischen, als auf die moralischen Ursachen zu legen, weil alle westlicheren Völker

1) *Dahlmann*, Politik, 1847. Bd. 1, p. 56.

den östlichen weichen mussten, und auch die deutschen Stämme weder den Hunnen, noch den Slaven und Madjaren widerstehen konnten. Auch möchte ich den Streit, welche Bestandtheile der Cultur Frankreichs und Englands keltisch-romanisch, und welche germanisch sind, nicht dahin entscheiden, dass den letzteren stets ein sittliches Übergewicht und grössere historische Bedeutung zukäme, obgleich der Germanismus es gern so auffasst. Jünger und kräftiger sind sie wohl in vielen Fällen, aber darum nicht immer edler. Man müsste bei einem solchen Abwiegen des Adels und des Nicht-Adels der Völker oft zu dem Resultate gelangen, dass die öberst liegende Volksschicht die edelste sei.

Eine ähnliche Naturkraft sehen wir in den germanischen Elementen Englands sich mit Erfolg gegen die romanisirten Normannen geltend machen; nicht anders reagirte sie gegen die bis zur Elbe und Lausitz vorgedrungenen Slaven und vertilgte die wendische Bevölkerung.

Eine sehr geringe Fähigkeit des Widerstandes nehmen wir an den Völkern nicht kaukasischer Race wahr, sobald sie mit den Europäern zusammentreffen. Die Geschichte giebt uns hier das schlagende Beispiel der spanischen Eroberungen im 16ten Jahrhundert durch *Cortez* und *Pizarro*, bei deren Vordringen die eigenthümliche und hohe Cultur der amerikanischen Staaten schnell und fast spurlos verschwand. Nicht die überlegene Bildung der Spanier erklärt diese Erscheinung, sondern die wilde Energie eines beutegierigen und fanatischen Volks, wie denn der Sieg in solchen

Fällen gewöhnlich nicht der höheren Cultur, sondern der überlegenen Naturkraft zu Theil wird [1]).

Weniger blutig, aber nicht minder erbittert sind in unseren Tagen die Kämpfe für nationale Sonderung der Sprachgebiete und Culturkreise Europas. Der Werth des Volkstümlichen für eine gesunde Entwicklung der Nationen soll und muss unangefochten bleiben, aber gegen jede Übertreibung dieses Princips legt die Geschichte ihr *veto* ein, welches kein Volk ohne eignen grossen Schaden verletzen wird. Mitunter freilich hat es den Anschein, als sollten wir durch die Weisheit gelehrter Männer ins ethnische Leben zurückgeführt werden und müssten das Gebiet umher nach Weise der alten Germanen zerstören, damit man wisse, welch kräftiges unnahbares Volk hier hause und seine Rechte vertheidige. Oder wäre das etwa eine Verjüngung des alten Europas? Und kein anderer Weg zum Fortschritt vorhanden? Auf diese Wiederbelebungstendenz passen die Worte *Guizot's* [2]): «*Nous semblons quelquefois tentés de nous rattacher à des principes que nous attaquons, que nous méprisons, aux principes et aux moyens de l'Europe barbare, la force, la*

1) *Hegel*, Geschichtsphilosophie, p. 100: »Von Amerika und seiner Cultur, namentlich in Mexico und Peru haben wir zwar Nachrichten, aber bloss die, dass dieselbe eine ganz natürliche war, die untergehen musste, so wie der Geist sich ihr näherte.« Anders berichtet uns der amerikanische Historiker *William Prescott* in seinen Werken: *The conquest of Mexico* und *The conquest of Peru* (1846). Die Königreiche der *Incas* und *Astecen* waren länget über die Naturstufe hinaus, und der Geist wohl mehr auf ihrer Seite, als auf der der Spanier.

2) *Guizot, Histoire de la civilisation en Europe, ed.* 5, *p.* 30.

violence, le mensonge, pratiques habituelles il y a quatre ou cinq siècles. Et quand nous avons cédé à ce désir, nous ne trouvons en nous ni la persévérance, ni l'énergie sauvage des hommes de ce temps-là, qui souffraient beaucoup, et qui, mécontents de leur condition, travaillaient sans cesse à en sortir.«

§ 7. *Die Mischung der Völker.*

Betrachten wir die einzelnen Nationen in ihrer Wirksamkeit und Kraft, so erscheinen sie als compacte, in sich ruhende Grössen, und die Dauer ihres Lebens mächtiger, denn alles Andere. Doch sind sie den Gesetzen des Werdens und der Bewegung ebenso wohl unterworfen, wie alles andere endliche Sein und das πάντα ῥεῖ des griechischen Weltweisen behauptet auch hier seine unumstössliche Geltung. Denn der am Äusseren haftenden Beachtung fast völlig entzogen unterhält der Total-Organismus einen fortwährenden Kreislauf und Austausch seiner natürlichen und geistigen Stoffe, den Quell der Lebenswärme in der Geschichte, ohne welche die Menschheit bald dem todten Meere gleichen würde. Diese Thatsache aber verdient mehr Einfluss auf philosophisch-historische Untersuchungen, als ihr bisher zu Theil geworden ist, weil sie grossartig und gemeingültig in die Kreise aller individuellen Existenzen eingreift. Man hielt auch früher das Blut des Menschenkörpers für ruhend und ahnte nicht seine rastlose Circulation; man glaubte nicht anders, die Erde stehe still und die Sterne drehten sich um unsere Welt, uns zu dienen. So erscheinen auch noch

heute oft die Nationen und ihre eigenthümliche Weise als fest abgemessene Gebiete, welche nur sich selbst gehorchen und sich beständig selbst unterhalten, in der eignen Lebensfülle ruhend und nur hierin die Gewähr der Fortdauer tragend. Es ist dies fast ein Glaubenssatz des ethischen Idealismus geworden [1]), welcher aber nur die halbe Wahrheit giebt, nemlich die richtige und nothwendige Auffassung von Seiten des individuellen Gefühls, während er die höhere Norm, die Abschätzung vom Standpunkte des Ganzen, durchaus unberücksichtigt lässt. Was helfen uns aber die schönen Bilder, wenn sie nicht wahr sind?

Wie jedem negativen Pol ein positiver, so steht dem Grundtriebe der individuellen Absonderung ein gegenwirkendes Princip der Anziehungskraft, welches die Einheit schützt, zur Seite, oder vielmehr als allgemeineres Gesetz über demselben. Die Natur thut nie

---

1) *Fichte* (Reden an die deutsche Nation, p. 251): »Ein Volk ist das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden, und *sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden* Menschen, das immerfort unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht.« Es ist jedoch zu erwägen, dass *Fichte* in diesen Reden vorzüglich nur die *eine* Seite, welche für das ethische Gefühl die wesentliche ist, hervorheben konnte und wollte. In seiner »Grundlage des Naturrechts« (1797, Bd. II, p. 17) äussert er sich so: »Die Vernunft ist Eine und ihre Darstellung in der Sinnenwelt ist auch nur Eine; die Menschheit ist ein einziges organisirtes und organisirendes Ganzes der Vernunft. Sie wurde getrennt in mehre von einander unabhängige Glieder: schon die Naturveranstaltung des Staats hebt diese Unabhängigkeit vorläufig auf und verschmelzt einzelne Mengen zu einem Ganzen, bis die Sittlichkeit das ganze Geschlecht in Eins umschafft.«

Etwas umsonst, sagt *Aristoteles*, und ist eine Kraft da, so muss sie wirken: es hat deshalb seine grosse Bedeutung in der Geschichte, dass die Menschheit in ihrer Theilung nicht einem aus verschiedenen bunten Stücken zusammengesetzten Tuche gleicht, sondern auf einigem Wesensgrunde nach unzähligen Seiten auseinandergeht, welche aber nie in völliger Geschiedenheit bestehen, sondern die Mittel besitzen, die Einheit wiederherzustellen. Man fasse die äussersten Gegensätze der Menschennatur oder wende den Blick auf die isolirtesten Völker, so sind sie doch Glieder der grossen Kette, in welcher die Entfernung nicht den Zusammenhang aufhebt. Die Individuen sowohl wie die Nationen theilen allerdings die Welt in ein Ich und ein Nicht-Ich, welches für jede Monas subjective Wahrheit hat; aber die Natur ist mächtig in beiden Sphären zugleich und führt durch die Trennung zur Vereinigung. Wenn der Selbsterhaltungstrieb sich als Widerstand gegen das Fremde äussert und die Einzelwesen treibt, nur ihre Wege zu gehen, so fordert die Erhaltung der Gesammtheit, dass die auseinander strebenden Elemente sich fassen und vermischen, um neue Bildungen und stets grüne Blätter am Baume der Menschheit hervorsprießen zu lassen. Diese Gesetze aber heben sich nicht gegenseitig auf, sondern sind für und mit einander thätig; denn der allenthalben wirksame, aber ungleich vertheilte Trieb nach energischer Entwicklung und Ausdehnung des Sonderlebens führt die Individuen zum Kampfe, welcher die Elemente selbst der sprödesten Art mit einander mischt und zur Gemeinschaftlichkeit zwingt. Dadurch wird das Gold der Volksgeister zu Tage gefördert und die

Schlanken, die schwachen und zeugungsunfähigen Theile gehen im Verschmelzungsprocesse unter. Auf solche Weise gewinnt die Gattung ein neues Leben, zugleich aber giebt sie auch der Individualisation einen reichhaltigeren Stoff, als vorher, und erringt durch diese wenn auch langsam fortgehende Arbeit der Verjüngung mehr umfassende und höhere Typen. In allem Wirken der Natur aber offenbart sich die tiefste Planmässigkeit. Wäre nemlich das Menschengeschlecht weniger bunt gegliedert, minder verschieden begabt und nicht überall hin vertheilt, so würden die Gesetze für Erhaltung der Individualität bald den mächtigeren der Gattung, welche in den Individuen sich gegenüber nur unterschiedslose Exemplare sieht, weichen, und wie Wassertropfen würde Alles in ein Meer zusammenrinnen, um sich in die Gesammtheit zu begraben: wäre aber die Natur allein auf Ausbildung des Monadischen bedacht und suchte durchaus nur specifische Unterschiede hervorzurufen, ohne diese einem höheren Plane dienen zu lassen, so würde unsere Erde ein Bild der Zersplitterung geben, in welcher jeder Theil dem anderen entwiche, und starr für sich abgesondert an der eignen Sprödigkeit unterginge. Dass aber durch die Kraft des Besonderen auch die Gesammtheit gewinne, ist der weise Plan, den das Walten der Natur uns darlegt.

Wir können uns demnach nicht wundern, in der Geschichte einen fortgehenden Assimilationsprocess wahrzunehmen, in welchem selbst die härteste Volksmonas erweicht oder bei zu grosser Sprödigkeit in tausend Stücke zersprengt wird. Diese Vernichtung trifft aber nur die Form: es ist die geöffnete Samenkapsel, welche

durch ihren Inhalt neuem Leben Keime giebt. Denn das neu erzeugte Individuum bewahrt die edleren Bestandtheile, welche in der Gährung untergegangen scheinen, und pflegt sie in erhöhter Potenz, in anderen Verbindungen und mit mehr Energie zu entfalten. Gewinnen wir aber so die Erkenntniss, dass vom wahrhaft Edlen auch nicht ein Fünkchen verloren geht, sondern nur bestimmt ist, im Vereine mit anderen Elementen noch Höheres zu vollbringen, so muss sich das individuelle Gefühl beruhigt finden und wird weder die kalte Hand der Natur anklagen, noch allein im Anklammern an die Subjectivität Trost und Hülfe suchen. Denn der auf Einsicht gebaute Glaube an den Vernunftzusammenhang und göttlichen Endzweck des Ganzen hebt uns hoch über allen Wechsel und jedes Verzweifeln an dem Werth des Individuellen. Wendet man sich aber vom Ganzen ab, so reagirt das Gemüth aus innerster Macht und hält nur am Individuellen fest. «Sollten wir glauben, sagt *Fichte* [1]), dass irgend Jemand solche Zerreibung aller Keime des Menschlichen in der Menschheit beschlossen habe, um den zerfliessenden Teig in irgend eine Form zu drücken?» Gewiss nicht, denn wo sehen wir als Resultat der Mischung eine solche Zerreibung? Aber wir müssen uns in unserem Urtheile bescheiden. Mag die Geschichte auch Jahrtausende gebrauchen, um diese oder jene Entwicklungsphase zu erreichen; erst wenn eine solche in üppiger Fülle dasteht, und Alles umher befruchtet, erkennt der sinnige Forscher, welche unabsehbare Reihe von Bedingungen

1) Reden an die deutsche Nation, p. 424.

nöthig war, und wie Vieles untergehen musste, um später in anderer Gestalt, aber nicht in individueller Selbständigkeit, sondern als Moment einer höheren Bildung fortzuleben [1]).

So ist denn auch die Rede von der völligen Selbstgenügsamkeit einer Nation und der Nothwendigkeit, sich durchaus unvermischt und ursprünglich zu bewahren, ganz gegen alle Natur und Geschichte. Nicht einmal von den Troglodyten kann man dies behaupten viel weniger von historischen Völkern. Wenn daher oft gesagt wird, diese oder jene Nation z. B. die alten Römer hätten ihre Weltmacht behauptet, wenn sie ihrer ursprünglichen Weise treu geblieben wären, so schiebt man erstens den falschen Schluss unter, dass völlige Unvermischtheit sie stark und lebendig erhalten hätte und zweitens, dass es in ihrer Macht stand, sich der Mischung zu entziehen. Es steckt in solchen Reden nicht mehr Weisheit, als wenn Einer sagen wollte: «Der Apfel wäre nicht vom Baume gefallen, wenn er immer grün geblieben wäre.» Die Erhaltung des Lebens an sich fordert schon Austausch der Stoffe, und jede Nation giebt sowohl, wie sie empfängt, so dass das Gesetz ihrer gesunden Existenz nur dies sein kann, Geben und Empfangen in das richtige Verhältniss zu bringen. Desshalb ist eine Selbständigkeit, die sich durch Absperrung retten muss, sei sie die eines Individuums oder einer Nation, gewöhnlich nur das Zeichen

---

1) *Ὥσπερ οἰκονόμος ἀγαθὸς, καὶ ἡ φύσις οὐθὲν ἀποβάλλειν εἴωθεν ἐξ ὧν ἔστι ποιῆσαί τι χρηστόν.* *Aristoteles, de gen. an. II*, 6, 744. b, 18.

eingetretener Schwäche. Sie führt, wie die αὐταρκεια der Stoiker, zum Tode.

Die stärkste Theilung der Menschheit, welche durch die Verschiedenheit der Racen erzeugt wird, ist schon von Anbeginn an durch zahllose Übergänge vermittelt, und nimmt mit dem Fortschritt der Geschichte an thätiger Wechselwirkung zu. Obgleich aber die historische Menschheit der Zahl nach den uncultivirten Massen gegenüber gering ist, so zwingt sie doch vermöge ihrer geistigen Energie die Übrigen, ihrem Zuge zu folgen, oder unterzugehen. «Wo das meiste Leben ist, da ist der Sieg.» So dringt der kaukasische Stamm unaufhaltsam nach Westen und Osten vor, und steigt, weil er sich aus anderen Racen recreirt, fortwährend an Umfang, während nur der mongolische Menschenschlag mühsam seine frühere Ausdehnung behauptet, der amerikanische und aethiopische aber nachweislich an Zahl verloren haben. Was aber von den Racen im Allgemeinen gilt, findet in noch höherem Grade bei der Vermischung der Stämme desselben Ursprungs, also bei den kaukasischen Völkern unter einander statt. Wir überschauen nur einen kurzen Zeitraum der Geschichte der Menschheit, aber finden schon darin die grösste Mischung der Volkselemente selbst bei solchen Nationen, welche jetzt wieder als eine Gesammtheit dastehen, und zwar mit der steigenden Entwicklung gleichmässig zunehmend. Daran knüpft sich eine historische Erscheinung von der entschiedensten Wichtigkeit, nemlich die leicht ersichtliche *Thatsache, dass die aus vielen verschiedenen Bestandtheilen zu einem Ganzen erwachsenen Nationen eine bei weitem höhere geistige und*

materielle Entwicklung erreichen, als die weniger gemischten und in sich mehr gleichförmigen Völker.

Fragt man nach dem natürlichen Grunde dieser Erscheinung, so liegt es nahe, auf die durch solche Mischungen erhöhte Bewegung hinzuweisen. Es giebt kein Leben im All, welches nicht durch Spannung der polarischen Gegensätze unterhalten werden müsste, und jeder Fortschritt in der Entwicklung knüpft sich daran, dass die Zahl der Polaritäten sich steigert. So erwachsen aus der physischen Mischung verschiedener Völker Menschen mit anderen Trieben und Anlagen, einem umfassenderen Streben und vielseitigeren Fähigkeiten [1].

---

1) Man kann sehr leicht diesem in der Geschichte vor sich gehenden Mischungsprocess eine für das individuelle Gefühl widerliche Seite abgewinnen, als wäre etwa die Historie eine grosse Zauberküche, in welcher aus allen möglichen Ingredienzien die Freiheit und der Fortschritt der Völker zusammengebraut würde. Es ist aber zu erwägen, dass das *Ziel* dieser Bewegung, wo sie naturgemäss vor sich geht, stets eine neue *geschlossene Volksthümlichkeit* ist. Die Mischung findet auch nur in einzelnen Perioden der Geschichte, wie z. B. in der Völkerwanderung, in *grossem* Umfange statt; *jetzt* sehen wir wechselsweise die Aussonderung prävaliren; so geht es fort wie Ebbe und Fluth. *Ganz missverstanden* wäre die historische Bedeutung dieser Erscheinung, wenn etwa ein Staat geflissentlich und künstlich ein Mischvolk erzeugen wollte trotz der Warnstimme der Natur, welche noch jedem Theile an sich selbst genügen lässt. Die Völker müssen *von selbst* zur Mischung gehen, nicht hingeschleppt werden, um sich von dieser oder jener fremden Nationalität übertünchen zu lassen. Freilich giebt es Schriftsteller, welche der Staatengeschichte die Rolle geben, als solle sie wie eine grosse Mühle die Nationalitäten zermahlen, damit sie alle wohl vorbereitet in die menschliche Gesammtheit eingehen können. Es sind dieselben, welche auch dem Familienleben die Axt an die Wurzel legen.

Die Belege finden wir überall in der Geschichte. Wenn von europäischer Civilisation die Rede ist, so wird mit Recht viel Gewicht auf die Begabung der kaukasischen Völker gelegt, aber oft nicht erwägt, wovon eine so grosse und vielseitige Entwicklung der Culturfähigkeit abhängig gewesen ist. Europa ist eine Halbinsel Asiens und die Richtung der Völkerzüge von Osten nach Westen hat es gefügt, dass in unserem Erdtheile alle Stämme zusammendrängten und sich nothwendig assimiliren mussten, während die Heimath, Asien, überall Platz liess einander auszuweichen und das isolirte Hordenleben fortzuführen. Ebenso ist in Europa selbst der Westen dem Osten in jeder Beziehung so weit überlegen, weil in den Grenzländern, wie z. B. England und Frankreich, sich die meisten verschiedenen Elemente in grösster Zahl zusammenfanden, und gegenseitig durchdrangen, während Russland mehr für die letzten Einwanderer Raum öffnete. Denn betrachtet man die Mischungsgrade, so ist die Abstufung der Hauptvölker Europas folgende. Den grössten Reichthum verschiedener Grundelemente umfasst wohl England. Die erste Bevölkerung war gaelisch, dann wanderten die Nordkelten *(Kymbrer)* ein in Wales, sodann die Belgier, ein an sich schon gemischtes Volk, darauf Sachsen, Angeln, Dänen und romanisirte Normannen. Nicht viel weniger mannigfache Bestandtheile hat Frankreich aufgenommen und in eine neue Gesammtheit umgebildet. Sodann folgt Deutschland, in sich an Gegensätzen reich und an den Grenzen umher den benachbarten Völkern offen, darauf Skandinavien, welches seit der ersten Einwanderung keine grosse Völkerzüge gesehen hat,

und endlich der slavische Stamm, der reinste und ebenmässigste von allen. Wenn hiermit nun im Grossen und Ganzen die Grade der historischen Bedeutung übereinstimmen, so wird man doch schwerlich der exclusiven nationalen Ursprünglichkeit in der Geschichte den Werth beilegen, welchen das individuelle Gefühl gern darin finden möchte. Freilich geben uns viele Perioden der Geschichte nur gleichsam eine Kehrseite des Gemäldes, die Zerstörung und gewaltsame Verdrängung junger Culturen, wüste Barbarei und endlosen Zwiespalt, die völligste Disharmonie der äusseren Erscheinung und das blinde Umherfahren roher Gewalten — aber die Natur ordnet auch zu ihrer Zeit und zeigt dann dem sinnenden Betrachter, welchem Ziele sie entgegenstrebte. Denken wir den Gedanken des Gegentheils aus, dass alle Nationen ihre Existenz bestimmt abgeschlossen und völlig bis zum Alterstode hinlebten in stiller Genügsamkeit, jede nur mit dem Gedanken des goldenen Friedens beschäftigt und für sich einem Ziele zustrebend, welches keinem Anderen gemein wäre; denken wir uns, dass wenn diese Nationen ausgestorben sein würden, andere ihre Wohnstätte einnähmen, und es ebenso machten — wo wäre da der lebendige Strom der Geschichte, und ein reger Fortschritt der Gesammtheit?

Wie sich aber die Völker physisch vermischen, in noch höherem Grade ist dies mit den eigenthümlichen Culturkreisen der Nationen der Fall, insofern eine ihre geistige Errungenschaft der anderen überträgt, bis sie je nach dem Grade ihrer inneren Kraft und Bedeutung ein Gemeingut Aller werden. Durch dieses Band der

verwandten Strebungen und Begriffe, der ähnlichen Richtungen in Religion, Wissenschaft und Kunst, erwächst über den nationalen Sonderheiten eine geistige Gesammtheit, welche wiederum auf die reichere und lebendigere Entfaltung der individuellen Kreise mit der entschiedensten Macht zurückwirkt. Wie da so recht eigentlich die ganze Menschheit arbeitet, und wenn auch einzelnen ausgezeichneten Völkern den Ruhm, so doch allen den Ertrag und Genuss zuwendet, ist mir nicht klarer geworden, als beim Lesen des zweiten Theiles von *A. von Humboldt's Kosmos*, in welchem er die allmälige Entwicklung der Kenntnisse und Anschauungen vom Naturganzen auseinandersetzt. Welches Volk hätte in Beziehung auf sinnige Naturauffassung und Entdeckungen nicht vom anderen gelernt und welches nicht wiederum selbst anderen Beiträge mitgetheilt? Und wo gelangen wir auf die Nation, von der wir sagen können, hier ist Alles ursprünglich und eigenstes Erzeugniss? Nimmt man auch nicht mit *Herder* in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte eine fortlaufende Kette der *Tradition* an, sondern urgirt vielmehr den Satz, dass unter gleichen Bedingungen und Einwirkungen sich völlig ähnliche Sagen, Religionen und Erfindungen unabhängig von einander neu entwickeln können und müssen, wie es in der That z. B. eine comparative Sagenforschung lehrt, so bleibt doch des wirklich Entlehnten und Übertragenen so viel übrig, dass das in Inhalt und Form ganz Neue und Eigenthümliche damit nicht verglichen werden kann. Aber ein Volk kann eine Idee nur nach einer Seite hin in seinem geschichtlichen Leben verwirklichen; dieselbe Idee gewinnt

unter anderen Nationen ganz andere Formen und erzeugt neue Begriffe, welche sich dann wieder im weiteren Umfange mittheilen, und so gleichsam auf ihrem Durchgange durch die Völker alle zur Arbeit auffordern, und jeglichem nach seinem Verdienste den Lohn spenden. So z. B. die Ideen des Monotheismus und Christenthums, welche von den semitischen Völkern auf die romanischen und germanischen übertragen einen unendlich viel umfassenderen Inhalt gewonnen haben, als ihnen selbst bei ewigem Bestande jener orientalischen Stämme zu Theil geworden wäre. In solcher Weise hat die jetzige europäische Civilisation die Resultate der geschichtlichen Arbeit des klassischen Alterthums und der orientalischen Welt in Verbindung gebracht und zu einem neuen Ganzen umgebildet, welches an Reichthum der verschiedenen Formen und Inhaltstiefe alle früher dagewesenen Culturerscheinungen übertrifft.

Doch wäre es irrig anzunehmen, dass dieser Assimilationsprocess ohne Grenzen und Gesetze vor sich ginge und aus jedem Zusammentreffen ungleichartiger Volkstheile unmittelbar neues und schöneres Leben erblühe. Denn nicht das Mischen und rastlose Durcheinanderwerfen an sich macht es, sondern die Vereinigung derjenigen Elemente, die für einander geschaffen sind, wie, um ein hervorragendes Beispiel zu nennen, die Verbindung des Christenthums und des germanischen Volksgeistes. Die Geschichte bietet uns manche Länder dar, denen es an Zuflusse neuer und lebensfähiger Elemente nicht gefehlt hat, welche aber dennoch keine wahre Verjüngung erfuhren, d. h. nicht zu einer wirklichen Assimilirung und Einheit der verschiedenen Theile

durchdringen konnten. So z. B. Kleinasien, seit jeher die Völkerbrücke der von Osten nach Westen ziehenden Stämme und Sammelplatz der verschiedensten Nationen, die aber im Zustande der Zersetztheit verblieben sind. Griechenland ist nach einander von Kelten, Gothen, Slaven, Finnen und Türken erobert worden; ähnlich Spanien, welches die Invasionen der Punier, Römer, Alanen, Gothen, Juden und Araber erlebte; aber es ist kein blüthenreiches und energisches Leben von Dauer erfolgt, obgleich beide Länder für Cultur･sitze wie geschaffen scheinen. Fasst man dahingegen diejenigen Völker ins Auge, welche ihr Leben wirklich durch Mischung verjüngt und somit andere überflügelt haben, so gewahrt man in allen Fällen, dass ein Stamm oder gleichsam ein Substrat vorhanden war, welches die Erschütterung des Kampfes zu überdauern vermochte und dann siegreich die spätere Entwicklung leitete, wie z. B. in England das angelsächsische, in Frankreich das romanische Grundelement. Zu einer solchen glücklichen Durchbildung trägt aber ferner auch die ausschliessliche und despotische Herrschaft irgend einer bestimmten Culturform für eine Zeit lang bei, insofern diese die nach Trennung strebenden Theile fesselt und in Gemeinschaft wirken lässt. So in England die Despotie des Feudalismus, in Frankreich die des Königthums, in ganz Europa mehr oder weniger die Macht der katholischen Kirche. In anderen Ländern, wo ein solcher recht energisch wirkender Mittelpunkt fehlte oder sich nur theilweise geltend machte, wie z. B. das römische Kaiserthum in Deutschland, siegte die Widerstandskraft der einzelnen Theile, welche

zwar die Mannigfaltigkeit der Entwicklung im Inneren begünstigte, aber die Gesammtheit ausserordentlich schwächte.

Indessen geht bei allem neuerwachten Streben der nationalen Absonderung die Assimilation ihren ruhigen Weg fort, nicht zur Vermischung und wüsten Auflösung der volksthümlichen Unterschiede, sondern zur geistigen Gemeinschaft im Streben nach Humanität und Freiheit. Man müsste an der Geschichte verzweifeln, wenn es möglich erchiene, dass das primitive, barbarische Europa, welches sich unter fortgehenden Kämpfen des einen Volks gegen das andere entwickelt hat, jetzt wieder mit seinem trotzigen Hass auflebte, jede schon vernarbte Wunde gewaltthätiger Zeiten aufrisse, und leidenschaftlichen Streit anfachte, wo nur Vernunft und Besonnenheit zum Ziele führen kann. In dieser Gestalt des oft mit einer wundersamen Begeisterung gepaarten National-Egoismus, welcher andere Völker schmäht und herabsetzt, um dadurch das eigene in die Höhe zu bringen, findet aber das nationale Princip zum Glück nicht viele Vertreter: und die gesunde Kraft der Persönlichkeit und Selbständigkeit des Einzelnen, so wie der Völker, kann nur für kurze Zeit aus solcher Selbstüberhebung Nahrung ziehen. In gewissen Perioden der Geschichte, wo die Völker einander wirklich ferner standen und gar Weniges gemein hatten, sind derartige Erscheinungen vollkommen natürlich, und die Äusserungen eines solchen Nationalsinns gesund naiv: lebt man sich aber jetzt in ein gleiches Gefühl hinein, weil es die Individualität

wehrhaft und stark zu machen scheint, so tritt man auf eine Stufe der historischen Entwicklung, in der das Einzelne Alles, das Ganze Nichts galt, und kehrt somit die Zeiten um. Wie dann in der Geschichte Vernunft und Zusammenhang zu finden ist, bleibt allerdings unbegreiflich.

ZWEITES BUCH.

DER STAAT UND DIE NATIONALITÄT IM GESCHICHTLICHEN FORTSCHRITT.

»*Homines enim civiles non nascuntur, sed fiunt.*«
Spinoza. Tract. Polit.

Der Staat und die Nationalität im geschichtlichen Fortschritt.

§ 1. *Die geistige Seite der Geschichte.*

Sollte es im Vorhergehenden gelungen sein, den in die Geschichte unseres Geschlechts eingreifenden Naturprocess in seinen Grundzügen erfasst und richtig dargestellt zu haben, so wird es jetzt zum vollen Verständniss des nationalen Princips und der Bedeutung desselben für die sittliche Freiheit und geistige Entwicklung des Menschen nothwendig sein, diejenige Bewegung in der Geschichte, welche aus dem freien Willen und der Vernunftbegabung der Individuen hervorgeht, in ihrer Eigenthümlichkeit zu begreifen und nach ihren besonderen Gesetzen darzulegen. Der *Geist* ist und bleibt die eigentliche Substanz der Geschichte, und wo er in den Völkern mächtig wird, entfaltet sich eine Menge von Bildungen, welche sich weder als Naturnothwendigkeit noch als innere logische Consequenz begreifen lassen, sondern über diese beiden Sphären hinaus auf die ethische Macht der Selbstbestimmung

hinweisen. Stellt man aber die Frage, wo verlässt der Geist die Sphäre der Naturnothwendigkeit und beginnt sein eignes Werk, oder wann und wie scheiden sich die Thaten der sittlichen Freiheit von dem natürlichen Müssen, so ist die einfachste Antwort die: *beim Anfange eines vernünftigen und lebendigen Staatslebens*: denn allein in diesem gelangen die höheren menschlichen Fähigkeiten zur Entwicklung, und das staatliche Leben ist nicht etwa als ein Institut anzusehen, das auch hätte anders sein können, sondern die einzig denkbare Bildungsform der Menschheit. Doch ist die ganze geistige Thätigkeit des Geschlechts keine von der Naturgrundlage völlig abgetrennte, oder gar eine derselben entgegengesetzte Bewegung, sondern nur im dauernden und innigen Vereine mit ihr zu verstehen; denn die Natur selbst erzeugt und unterhält den Fortschritt durch die rastlos wirkenden Kräfte der Assimilation und Individuation. Das natürliche Ende der Geschichte kann desshalb kein anderes sein, als dass man alle möglichen Beziehungen und Wechselwirkungen der einzelnen Theile unter sich und auf das Ganze vollzogen und erschöpft denkt; dann wird der natürliche Impuls der Bewegung fehlen und mit der Bewegung hört das Leben auf. Aus eben dem Grunde aber muss Einem schwindlig werden bei dem hegelschen Logismus, nach welchen allmälig Alles in Geist aufgeht; wodurch zwei in der sichtbaren Welt nirgends getrennte Dinge, der Geist und die Materie, oder allgemeiner ausgedrückt, das dynamische und somatische Princip, immer weiter auseinanderfallen.

Die geistige Entwicklung unseres Geschlechts geht,

wie gesagt, keinen anderen Weg, als den von der Natur vorgezeichneten d. h. von der natürlichen Gebundenheit und Sonderung, in welcher die Menschheit ursprünglich sowohl körperlich als geistig befangen ist, schreitet sie allmälig zum gemeinsamen Wirken und Geniessen, zu einem wahren und freien Gesammtleben vor. Wenn diese Bewegung auch oft langsam und unmerklich ist, so ist sie doch da, und sie läugnen wollen, heisst überhaupt die Vernunft in der Geschichte läugnen. Mithin muss die Kraft der natürlichen Sonderung, welche die geistige Wechselwirkung hemmt und beschränkt, im Verlaufe der Geschichte stets mehr an Intensität verlieren, dahingegen das Bewusstsein einer bei aller Verschiedenheit durch das Ganze hindurchwirkenden gemeinschaftlichen Aufgabe an Stärke und Klarheit gewinnen [1]). So zeigt uns jeder grössere

1) Der *geistige Gattungsbegriff* des Menschen ist die *Humanität*, welche ihre volle Verwirklichung nur durch das vereinigte Streben Aller erreichen kann, und so wie der edle *Herder* in seinen geschichtsphilosophischen Werken überall diesen Begriff als den leitenden festhält, sieht man auch in *Guizot's* trefflichem Werke über die Civilisation in Europa stets die Idee der »*destinée générale de l'humanité*« (p. 7) durchleuchten. Noch mehr Gewicht aber scheint mir das Urtheil eines Mannes zu haben, der wie wenig Andere eine concrete Anschauung von den natürlichen Bedingungen zur Erreichung dieses Zieles besass, und der im geistigen Überblick wohl das Leben sämmtlicher Völker zusammenzufassen vermochte. *Wilhelm von Humboldt* »über die Kawi-Sprache,« Bd. III, S. 426: »Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher missverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und Ansichten

Abschnitt der Geschichte, wenn wir ihn mit dem vorhergehenden vergleichen, ein neues Zusammenfinden früher völlig getrennter Theile, eine Steigerung des geistigen Gattungslebens im Vereine mit reicherem Inhalte der Persönlichkeit und mehr vielseitiger Entwicklung der menschlichen Natur. Die riesigen Gestalten aus einem Guss verschwinden allmälig, so wie die colossalen Thiere und Pflanzen der Vorwelt, und die rohe Gewalt weicht nach und nach dem reizenden Spiel der Individualitäten.

§ 2. *Die orientalische Culturwelt.*

Fast alle geschichtlichen Erscheinungen des Orients zeigen etwas grossartig Einförmiges. Entweder sie

---

aller Art feindselig zwischen die Menschen stellt, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen grossen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der *freien Entwicklung innerlicher Kraft*, bestehendes Ganze zu behandeln. Es ist dies das letzte, äusserste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit, ihm entdeckbar, er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche seine enge Heimath umschliessen: es sehnt sich dann wieder pflanzenartig zurück: denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, dass Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt ausschliesslich an dem Augenblicke zu haften. So festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen, und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts zu einer der grossen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit.

haben sich in festen Formen ausgeprägt, wie z. B. in China, Indien und Aegypten, und trotzen dann mit der bewundrungswürdigsten Zähigkeit allen Umwandlungen der Zeit, welche sie wohl zerbröckeln, aber nicht in andere Gestalt bringen kann, oder es sind Staatenbildungen, welche um einen kleinen festen Kern die unbehülflichsten Massen ethnitsch zersplitterter Nationen sammeln, wie z. B. das assyrische, medische und persische Reich, die jedoch keine Fähigkeit zeigen, in ein Ganzes zusammenzuwachsen, und bei jedem äusseren Anstoss zwar die Gestalt wechseln, aber dem Gehalte eines halb staatlichen, halb ethnischen Lebens nach im Wesentlichen unverändert bleiben.

Nach *Hegel* ist die orientalische Welt in der Substantialität des Sittlichen befangen, und vollzieht nicht den Fortschritt zur Innerlichkeit und individuellen Freiheit; von China aber an bis Persien hin findet ein allmäliger Stufengang statt, welcher sich diesem Princip nähert, und Aegypten ist das eigentliche Übergangsland, welches auf Europa hinweist. Ob nun eine so methodische Regelmässigkeit des Fortschritts von Osten nach Westen sich in der Geschichte der einzelnen Völker nachweisen lässt, könnte sehr fraglich erscheinen; wenigstens steht Persien der europäischen Cultur unendlich viel näher, als Aegypten; aber im Ganzen kann man wohl mit Recht das Wesen der asiatischen Civilisation als das Leben in der Substanz characterisiren, dem europäischen Individualismus gegenüber. Denn es fehlt hier überall das Freiheitsstreben und schöpferische Handeln der Individuen: der Einzelne wirkt nicht auf das Ganze bildend und vorwärts drängend

ein, sondern empfängt in völliger Passivität die Bestimmungen, welche der einmal bestehende Zustand ihm auferlegt. Das Allgemeine, der Staat, die Sitte und Religion erdrücken mit unausweichbaren Beschränkungen und ewigen Gesetzen die Regsamkeit des Individuums, und doch ist auch das Ganze schwach und ungelenkig, weil es nicht aus dem individuellen Leben Nahrung ziehen kann.

Die asiatische Welt erscheint wie ein Vorstudium der Geschichte; sie enthält die grossen Risse und Grundlagen, auf denen in Europa ein höheres Leben erblühen sollte, aber geht selbst nirgends über diese einförmigen, tief einschneidenden, unfreundlichen Bildungen hinaus. Der Character starrer Unbeweglichkeit, welchen wir noch jetzt der indischen und chinesischen Cultur beilegen, ist schon beim ersten Auftreten in der Geschichte den orientalischen Staaten und Völkern eigen, und prägt sich nach aussen durch scharfe Abtrennung und ein gewisses Auseinanderfallen der Reiche und Culturkreise, nach innen durch die theokratische Despotie und das Kastenwesen aus. *Montesquieu* [1]) findet den Hauptgrund dieser Erscheinung im heissen Clima, welches den Bewohnern Indolenz und Stabilität mittheilt, aber auch hier zeigt sich diese Theorie nicht stichhaltig; denn China, welches zum grossen Theile der gemässigten Zone angehört, ist weit einförmiger und stabiler, als die südlicher gelegenen Länder. Dagegen hat gewiss die physische Beschaffenheit Asiens, welche durch Gebirge und Wüsten die Nationen trennt

1) *De l'esprit des lois. liv. XIV, 4.*

oder wenigstens die Wechselwirkung hemmt, sowohl zur Dauer als zur Einseitigkeit der asiatischen Culturformen unendlich viel beigetragen. Dazu kommt, dass wir ganz gegen jene vielverbreitete Ansicht von ursprünglicher Vollkommenheit dieses oder jenes Normalvolks in Asien, von welchem die übrigen sich im Laufe der Zeit mehr oder minder entfernt haben sollen, annehmen müssen, dass die Natur auch in der Menschheit nicht vom Vollendeten zu mangelhaften Formen hinabsinkt, sondern vielmehr mit dem einseitig Schroffen und Getrennten beginnt, in welches sie aber die Kraft legt, diesen Zustand der Zerklüftung zu überholen und sich selbst durch die Culturthätigkeit zu höheren Bildungen hinaufzuschwingen. Dieses ist in Asien theilweise geschehen, aber so, dass man stets jene natürlichen Spaltungen mit der grössten Energie vorherrschen sieht, und allenthalben die Anfänge, die ersten Stufen der Cultur in grossartigen Rissen vorgebildet findet, auf welchen sie aber gleichsam, wie durch einen Zauber versteinert stehen bleibt, und weder vor- noch rückwärts kann.

Die erste Form des Staats ist keine Verfassung d. h. Gliederung der herrschenden und gehorchenden Gewalten, sondern nur die Fixirung eines Punkts, um welchen sich das ganze Gebäude drehen soll, und dieser ist der absolute Herrscherwille. Der despotisch-patriarchalische Staat ist das erste Rudiment des Staats überhaupt, aber man kann ihn schwerlich mit dem Namen eines *Naturstaats* [1]) belegen, weil er gerade

1) *Feodor Egge* (»Der Untergang der Naturstaaten«, dargestellt

dem sporadischen Naturleben und gleichsam flüssigen Zustande der Völker scharf entgegentritt, und durch die Macht des einigen Willens die auseinander strebenden Kräfte bindet. Soll damit aber bezeichnet werden, dass er dem natürlichen Princip der Familie nachgebildet ist, wo der Hausherr als Priester und König erscheint, so tritt in ihm allerdings viel weniger das specifische Wesen des Staats hervor, und man muss zugeben, dass eine unmittelbare Nothwendigkeit, keine That des freien Willens, zu dieser Staatsform hinführt. Eine That des freien Willens im vollen Sinne des Worts ist aber keine Staatsform, weshalb wir durch jene philosophische Distinction zwischen natürlichen und staatlichen Staaten nicht viel gewinnen, sondern nur einen niederen oder höheren Grad der Entwicklung angeben. Dass nun im Ganzen kein asiatisches Volk, obgleich die Staatsform hin und wieder etwas modificirt erscheint, über die theokratische Despotie hinausgelangt, sondern gerade alle wesentlichen Culturleistungen des Orients in Religion, Kunst, Wissenschaft und Gesetzgebung an diesen hierarchischen Mittelpunkt sich anschliessen, hat wohl vorzüglich seinen Grund in der

---

in Briefen über *Niebuhr's* Römische Geschichte. Berlin 1812) fasst die meisten Staaten des Alterthums als *Naturstaaten*, in welchen die Unterschiede der einzelnen Stämme und Geschlechter, das Kastenwesen und die Trennung in Herren und Sklaven, als unmittelbar nothwendige und natürliche Grundlagen des politischen Lebens erscheinen. Kastenwesen, Sklaverei und Gentilordnung zeigen sich freilich schon im grauesten Alterthum, aber schwerlich irgendwo als nothwendig und ursprünglich, ebenso wenig wie wir ein Gleiches von den verschiedenen Ständen behaupten können; nur dass die Herrschaft der *Gewalt* bald dahin führte.

eigenthümlichen Naturbegabung jener Völker. Sie ruhen völlig im Schooße der Sitte und Gewohnheit, und nur der religiöse Fanatismus regt von Zeit zu Zeit die Kräfte auf, um sie bald wieder der alten Stagnation zuzuführen. Freilich unterscheiden sich hier die Völker des kaukasischen und mongolischen Stamms. Unter dem Einfluss und im Bereiche der chinesischen Culturform leben gegen 400 Millionen Menschen seit Jahrtausenden in trägem Frieden, ohne eine andere Geschichte, als die der Entdeckungen und Thronstreitigkeiten. Sie sind wohl kunstfertig und fleissig, haben eigenthümliche Wissenschaft und Kunst ausgeprägt, und zeichnen sich selbst im Staatsleben durch eine greisenhaft vernünftige Moral aus, aber das Wachwerden und Kämpfen grosser Gegensätze, der Trieb zum Schaffen und Umbilden, die Unruhe des strebenden Geistes sind ihrer Natur vollkommen fremd. Die Chinesen sind die verkörperte Langweiligkeit in der Geschichte, und je mehr uns durch neuere französische, englische und deutsche Forscher über sie berichtet wird [1]), desto klarer scheint der wundersame Umstand hervorzutreten, dass sie völlig einer kräftigen und wilden Jugend entbehrt haben und seit uralter Zeit friedlich den Acker bauen und Annalen schreiben. Rühmt man ihnen desshalb milde Sitte und menschenfreundliche Gesinnung nach, welche sie vor der Sklaverei und dem Kastenwesen zum Theil bewahrt hat, so ist dies Lob sehr zweifelhaft, insofern

1) So z. B. durch die vom Missionär *Gützlaff* veröffentlichte Geschichte des chinesischen Reichs (1847) und *Beauvoisset's: La Chine et les Chinois.* (1846).

Vieles davon auf Rechnung ihrer Mattheit und Passivität zu setzen ist. Die Chinesen bleiben darum trotz aller technischen Fertigkeiten und friedlichen Künste auf einer sehr niedrigen Stufe der geschichtlichen Entwicklung, und nur wer Einigkeit und Frieden in jeder Gestalt schön findet, mag etwas Musterhaftes in dieser ungeheuren Stabilität sehen.

Anders die arischen Inder und semitischen Völker. Bleibt auch schon seit Jahrtausenden ihr Geist starr in den Falten, welche er einmal angenommen hat, so ist diese Ruhe doch erst in Folge vieler Kämpfe und wahrer geschichtlicher Arbeit eingetreten. Das Gemeinsame der orientalischen Cultur ist die Theokratie und vorzugsweise Ausbildung des religiösen Lebens, von welchem Mittelpunkt auch die Anordnung aller bürgerlichen und geselligen Verhältnisse ausgeht. So zeigt sich China, Indien, Judäa, Aegypten und Arabien; nur Persien neigt sich durch ein schärferes Hervortreten des politischen Characters der abendländischen Welt zu. Der Grund aller grossen und nachhaltigen Bewegungen im Orient ist immer die Religion gewesen; namentlich gilt dies vom Mutterlande der meisten Culte und Religionssysteme, Indien. Mit der absoluten Herrschaft des Dogmas ist jene scharfe Abtrennung von allen Andersdenkenden gegeben, zugleich jedoch die Unmöglichkeit, das staatliche Leben in andere Formen zu bringen, als die einmal durch den religiösen Glauben festgesetzten und geheiligten. Zwar bemerkt man überall im Völkerleben eine Stufe, wo die Religion als unbedingte Beherrscherin aller anderen Culturkreise, der Kunst, der Wissenschaft und des Staats, dasteht; doch

lösen sich im Verlaufe geschichtlicher Entwicklung diese Kreise von einander ab und erringen kämpfend die Selbständigkeit. Das Bild ihrer ursprünglichen Einheit und Verschlungenheit ist der Orient, und vorzüglich Indien. So wie aber die Religionen die Völker nach aussen hin abgrenzen und mit fanatischem Hass gegen einander erfüllen, sanctioniren sie auch nach innen hin die starre Trennung der Menschen desselben Stammes durch Kasten, und verkünden als göttliche Anordnung, was zur Erhaltung der unbedingten Herrschaft des Dogmas nothwendig erscheint [1]). In dieser Weise schafft auch

---

1) Nirgends tritt das Kastenwesen ausgebildeter und in innigerem Zusammenhange mit der Religion auf, als in Indien, wo es noch jetzt existirt, während Aegypten, welches ähnliche Institutionen hatte, die auf asiatischen Ursprung deuten, durch die Berührung mit der griechischen Welt zerfiel. Am lehrreichsten ist in dieser Beziehung: *»Institutes of Hindu-Law; or, the Ordinances of Menu.« by Sir Will. Jones, Calcutta.* Die 4 Kasten mit 84 Unterabtheilungen, deren keine sich mit der anderen vermischen darf, ohne die heiligsten Gesetze zu brechen, so wie der unglaubliche Druck, mit welchem die Bramanen auf allen anderen Ständen lasten, deren unterste, die *Sudras* und *Parias* jeder denkbaren Entwürdigung Preis gegeben sind, enthalten doch ein vollkommen consequent auf religiösem Dogmen gebautes soziales System, mit es ist sicher Nichts falscher, als den Ursprung dieser Einrichtungen in der schlauen Bosheit der Hierarchie zu finden. Wo das Dogma nach der ganzen Naturanlage der Völker eine so durchschlagende und alleingültige Macht behauptet, ist es natürlich, dass die menschliche Berechtigung nach dem Grade gemessen wird, in welchem sie der Quelle des Lebens, der Religion nahe stehen, und dass Alles für diese zum Mittel gemacht wird Für unser Gefühl sind der jüdische Religionseifer, der Fanatismus des Islam oder die das ganze Alterthum entstellende Sklaverei auch keine schöne Erscheinungen, aber ihre geschichtliche Nothwendigkeit liegt

der Geist Sonderungen und Klüfte innerhalb der Menschheit, welche die Natur nicht kennt, und wo er nicht die Macht besitzt, durch regen Kampf der Gegensätze eine höhere Einheit wiederherzustellen und also einen Fortschritt des Gattungslebens hervorzubringen, bleibt, wie uns der ganze Orient zeigt, die Cultur auf der Stufe der Halbheit stehen, ohne die Fähigkeit sich zu regeneriren. Eine ähnliche Unbiegsamkeit theilt sich dann den Volkscharacteren mit, das ausschliessliche Festhalten am Tradirten wird die Grundlage ihres ganzen Lebens, und, wie der Granit als Gerippe der Erde dasteht, erscheinen auch sie als die felsige Urform der Geschichte, welche alle Stürme der Zeit überdauert hat.

Asien giebt desshalb mehr, als irgend ein anderer Welttheil, ein klares Bild von den ursprünglichen Zuständen der Menschheit. Die einzelnen Culturen, wie die phönizische, jüdische, arabische, indische u. s. w. scheiden sich äusserst bestimmt durch das scharf eigenthümliche Gepräge der Volksgeister, welche darin ihre Weltanschauung und Bildungsfähigkeit niedergelegt haben, und fast nirgends zeigt sich ein Fortschritt zu neuen historischen Formen durch Assimilation der volksthümlichen Elemente. Im Gegentheil haben sich die orientalischen Völker in der Geschichte seit jeher durch Unfähigkeit der Verschmelzung und des Übergangs in neue lebenskräftige Gestalten ausgezeichnet [1]). Sie haben

---

eben in der geringen Durchbildung eines Gesammtbewusstseins der Menschheit.

1) *Lamartine (Voyage en Orient, Oeuvr. compl. VIII, p. 337)* erweitert dies zu einer allgemeingültigen Bemerkung: »*Plus j'ai voyagé, plus je me suis convaincu que les races*

zwar dem Abendlande unendlich viel von ihren geistigen Errungenschaften mitgetheilt, aber niemals wesentlich frische Elemente von Europa aufgenommen und zu organischen Bestandtheilen ihrer eignen Cultur verarbeitet. Deshalb zeigt auch kein Land eine fortgehende und harmonische Entwicklung der menschlichen Natur, sondern nur eine vollendete Durchbildung nach einer Seite hin, wie z. B. der patriarchalischen Sitte oder der starren Religiösität und Hierarchie, welche mit ungeheurer Wucht jede andere Bestrebung danieder-hält. Grosse Völkerbewegungen, wie die der Araber unter den ersten Chalifen, der Mongolen unter Dschingis-khan und Timurlenk, und der Türken unter ihren Sultanen konnten wohl für eine Zeit lang Reiche stürzen und neue Herrschaften gründen, aber ohne damit eine wirkliche Völkermischung herbeigeführt zu haben. Selbst die hellenistische Weltbildung nach *Alexander* erfasste nicht das volksthümliche Leben des Orients in seiner Tiefe, und musste nach einigen Jahrhunderten einer trüben und unreinen Existenz der ethnischen Wildheit neu eindringender Stämme weichen.

---

sont le grand secret de l'histoire et des moeurs. L'homme n'est pas aussi éducable que le disent les philosophes. L'influence des gouvernements et des lois est bien loin d'agir aussi radicalement qu'on le pense sur les moeurs et les instincts d'un peuple; tandis que la constitution primitive, le sang de la race, agit toujours et se manifeste après des milliers d'années dans les formes physiques et dans les habitudes morales de la famille ou de tribu. Le genre humain coule par fleuves et par ruisseaux dans le vaste océan de l'humanité; mais il n'y mêle que bien lentement ses eaux, souvent jamais, et il ressort comme le Rhône du lac de Genève, avec le goût et la couleur de son onde.«

Ein so bestimmtes Verharren in der seit Alters her tradirten Weise giebt dem Individuum sowohl, wie den einzelnen Nationen nur für eine Zeit lang eigenthümliche Kraft und Schönheit, in jener Periode nemlich, wo sich das nationale Leben zuerst mit Macht entfaltet und siegreich ein scharf abgegränztes Dasein erringt. In sich selbst aber trägt es nicht die Mittel ewiger Fortdauer, und wenn es sich daher aller Berührung mit dem Ganzen entzieht, so stockt alsbald die organisirende schöpferische Kraft, und die ganze Lebensthätigkeit beschränkt sich dann auf Erhaltung des einmal Gegebenen. Die schon im Alterthume so ausgezeichnete Zähigkeit der religiösen Traditionen des Orients ist gewiss ein wichtiges Moment in der Erziehungsgeschichte der Menschheit, und hat auf die Culturentwicklung Europas den wesentlichsten Einfluss geübt; in demselben Grade aber, wie sie für die beweglichen Völker Europas heilsam geworden ist, hat sie die geistige Lahmheit und den Quietismus des Morgenlandes erhöht. Erst wenn der lebendige Strom der Geschichte den Orient vom Osten her ereilt, und die alten des gesunden Lebens nicht mehr fähigen Formen auflöst, wird die Geschichte hier neuen und reichen Stoff vorfinden. Jetzt ruhen die schroffsten Gegensätze unvermittelt bei einander; der Cultus der Hindus, welcher 330 Millionen Götzen umfasst, neben dem reinen Monotheismus des Islam, die milde Weichheit des Buddhaismus neben der aristokratischen Härte des Brahminismus, eine üppige Übercultur neben wilden Nomadenvölkern. Allen gemeinsam aber ist, dass

sie nicht staatliche Freiheit kennen, in welcher allein sich der Mensch als Mensch zeigt.

§ 5. *Das Hellenenthum.*

Die griechische Welt ist die der *schönen Individualität*, ein vollkommener Gegensatz zur schweren Einförmigkeit des Orients. Der beherzte und harmonisch begabte Mensch, voll Begierde zu bilden und zu schaffen, bereitet sich selbst in freier Wahl sein Schicksal, erstrebt im Staatsleben, in Wissenschaft und Kunst den lebendigsten Ausdruck des schön Menschlichen, und wird so der Fackelträger europäischer Cultur. Dies darf nicht verstanden werden, als sollte die Geschichte zum klassischen Alterthume zurückstreben und als wären die antiken Zustände in unser Leben einzuführen, sondern vielmehr, dass das harmonische Gleichgewicht aller Kräfte, worauf die Gesundheit und Freudigkeit des menschlichen Lebens beruht, so wie das Hellenenthum sie uns darlegt, auch das Ziel für unsere Zeit sein müsse. Wir können nicht mehr in dem Sinne national werden, wie die Griechen, weil wir nirgends eine so reine Spiegelung und unmittelbare Darlegung des Volksgeistes in kleinen abgeschlossenen Kreisen besitzen: wir müssen wissen, dass wir eine unendliche Stufe höher stehen, und dass andere Kräfte und Ideen die Geschichte leiten, als zu jener Zeit, aber darum nicht weniger das Vorbild der schönen Individualität und reinen harmonischen Durchbildung des Inhalts der Gegenwart festhalten. Was wir zumeist von den Griechen lernen können, ist uns nicht trübsinnig in die Vergangenheit zu versenken.

Wie im Orient die umgebende Substanz, die despotische Macht der Religion und des Herrscherhauses, des Stammunterschiedes und der angeerbten Sitte ausschliesslich das individuelle Leben bestimmen, und dem Ganzen zwar einen festen aber zwangvollen Zusammenhang verleihen, welcher die persönliche Freiheit erdrückt, so geht umgekehrt im Griechenthume jede Bildung von der Regsamkeit kleiner individueller Kreise aus, in denen die freie Bewegung des Einzelnen die vorwärts drängende Kraft ist. *Die Nationalität des Orients ist Naturgebundenheit, die des Griechenthums Naturwüchsigkeit.*

Wir besitzen in der griechischen Literatur mehrfache Andeutungen, wie das hellenische Nationalbewusstsein den Gegensatz des Orients und Occidents aufzufassen pflegte, und wie ihr eignes Gefühl sie in der individuellen Tüchtigkeit und Freiheit, und dem ethischen Inhalte ihrer Vaterlandsliebe das moralische Übergewicht über die Völker des Ostens finden liess. Ausgezeichnet schön ist in dieser Beziehung die Rede des Sparterkönigs *Demaratos* an *Xerxes (Herodot VII*, 101—105 und *cap.* 209), welche dem begeisterten Freiheitsinn der Griechen trotz ihrer geringen Zahl und Einigkeit über die willenlosen buntverworrenen Massen des *Xerxes* den Sieg verheisst. Dies Gefühl der eignen Kraft war besonders nach den Perserkriegen lebendig und die Furcht vor der Macht des Orients völlig verschwunden. Anders urtheilt der gute *Xenophon* in seiner Einleitung zur Cyropädie, nachdem Griechenland sich durch den peloponnesischen Krieg selbst in Schwäche und Unfreiheit gestürzt hatte.

Ihn schmerzt der ewige Wandel und Zwiespalt des griechischen Lebens, und dass Keiner sich will regieren lassen: er findet ein Vorbild der Staatsordnung in dem Verhältniss der Heerden zum Hirten, welche niemals Aufstand machen, sondern sich in alle Dinge fügen, und sieht endlich eine wunderbare Erscheinung in *Cyrus*, dem Gründer der persischen Weltmonarchie, welcher so viele ganz verschiedene, unter einander fremde und weit entfernte Völker in einen Staat zusammenbringen konnte. So tief wurzelte der Geist der Uneinigkeit im Hellenenthume, dass selbst ein Athener versucht wurde, ein Ideal der Ordnung aus dem Orient zu holen. Diesen Gegensatz der Auffassung des *Herodot* und *Xenophon* lösen die Worte des *Aristoteles*, dem die Naturbegabung und Geschichte seines Volks kein Räthsel mehr war. Die asiatischen Völker, sagt er, sind zwar nachsinnend und kunstfertig, aber haben keinen Muth in der Brust [1]) wogegen die Griechen dies Beides vereinen, weshalb sie geeignet wären, alle Nationen zu beherrschen, *wenn sie in einen Staat vereinigt wären.*

Wie vor dem Beginne aller grossen Geschichtserscheinungen zeigt sich auch in Griechenland eine

---

1) *Polit. VII*, 6, 1. »ἔθνη ἄθυμα«. Der θυμός bezeichnet die moralische Energie und Kraft der persönlichen Existenz, worauf sich das Streben nach Freiheit und Herrschaft gründet. *Aristot. ibid:* καὶ τὸ ἄρχον δὲ καὶ τὸ ἐλεύθερον ἀπὸ τῆς δυνάμεως ταύτης ὑπάρχει πᾶσιν· ἀρχικὸν γὰρ καὶ ἀήττητον ὁ θυμός. Die hier angedeutete Spannkraft und Thatenlust des individuellen Lebens ist allerdings der vollste Gegensatz zur orientalischen Passivität.

lange Periode des ethnischen Lebens, der unruhigen Bewegung und theilweisen Verschmelzung verschiedener Volks- und Culturelemente [1]). Die ältesten Erinnerungen der Griechen weisen nach Thrakien und dem Orient zurück, und sind auch die Namen der einzelnen Einwanderer mythisch, so bleibt doch der ursprüngliche Einfluss derselben auf die hellenische Bildung unzweifelhaft. Darunter leidet nicht die Selbständigkeit der griechischen Welt, insofern alles Tradirte bald in neue Formen gebracht und auf eigenthümliche Weise fortgebildet wurde; nur darf man sich nicht der falschen Vorstellung hingeben, als sei es das Wesen geschichtlicher Entwicklung, die Nationalität ganz unmittelbar aus sich selbst Alles hervorzaubern zu lassen, und als ob nur in einer solchen Reinheit der Werth des nationalen Lebens liege. Die Naturanlage des Griechenvolks trat sehr bald in ihrer besonderen Art dem Orient gegenüber und je weiter sich die historische Thätigkeit der Hellenen entfaltete, desto entschiedener ward der Gegensatz europäischer und asiatischer Cultur.

Es giebt wohl keine geschichtliche Erscheinung, welche in dem Maasse *die volle Durchbildung des nationalen Princips* und damit auch den Werth desselben darlegt, wie das Griechenthum. Als Resultate dieser Eigenthümlichkeit gewahren wir auf der einen Seite die unbehinderte Entwicklung aller individuellen Kreise, den grössten Reichthum der Gegensätze, das lebendige Spiel aller im Volke schlummernden Kräfte, und die schönste Fülle der idealen Erzeugnisse des Menschen-

1) Vergl. Thukyd. I, 2.

geistes; auf der anderen Seite aber, gleichsam als Abbild des ethnischen Lebens, die Unfähigkeit des Zusammenhangs und den bis zur Auflösung des Ganzen fortgehenden Kampf der einzelnen Stämme unter sich. Das die Gesammtheit umschliessende Band war mehr idealer Natur, begründet im Nationalbewusstsein dem barbarischen Auslande gegenüber, und in einzelnen Mittelpunkten volksthümlicher Culte und Feste; zu politischer Einigkeit konnte aber selbst gemeinsame Gefahr nicht die Griechen bewegen.

Jeder Stamm bildete aus seinem Character und Leben ein individuell abgeschlossenes und eigenthümliches Ganzes heraus, welches sich in eben dem Grade der Gesammtheit entzog, als es an Kraft und Selbständigkeit zunahm. Daher der völlige Mangel an einer ebenmässigen und sich wechselseitig ergänzenden Entwicklung des ganzen Hellenenthums, aber auf der anderen Seite wiederum das Gepräge der Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit in allen Einzelbildungen. Dies zeigt sich vor allem im Staatsleben. Während die kleineren Stämme, welche dem Centrum des griechischen Lebens ferner lagen, wie die Völker von Aetolien, Akarnanien und Epirus, ihrer alten Weise getreu am patriarchalischen und kriegerischen Königthume längere Zeit fest hielten, schritt Athen im raschen Wechsel aller Staatsformen vom absoluten Königthume bis zur reinsten Demokratie vor, und zog die stammverwandten Völker in ähnliche Bewegungen hinein, wogegen Sparta den starr aristokratischen Typus des dorischen Wesens zum Princip seines politischen Wirkens machte. Dem geschiedenen Staatsleben entsprach

der eigenthümliche Cultus und Sagenkreis der Stamme, die Verschiedenheit der Dialekte, der Erzeugnisse in Kunst und Wissenschaft. Welchem Gebiete auch ein Erzeugniss des griechischen Alterthums angehören mag, der Poesie oder Plastik, der Philosophie oder Politik, so trägt es stets Elemente in sich, die uns auf den *Naturgrund* des jedesmaligen *Stammcharacters* führen, und mehr oder minder klar zeigen, dass es nur dort hat entstehen können, wo es wirklich entstand. Diese vielbewunderte Naturwüchsigkeit der antiken Welt spiegelt sich namentlich schön in der Nationalliteratur, dem unmittelbarsten Ausdruck des Volksgeistes. »Die Gattungen der griechischen Poesie, sagt *Ottfried Müller* [1]), lassen sich mit den Geschlechtern und Arten der Naturprodukte vergleichen, in denen auch keine Verschiedenheit wahrgenommen wird, die nicht das Ganze ergriffe und sich durch den gesammten Typus der Bildung verbreitete.« Dieser Einklang der Form und des Inhalts, des Natürlichen und Geistigen breitet eine zauberische Schönheit über das ganze Griechenleben aus, welche wir in anderen Erscheinungen der Geschichte schwerlich in gleichem Maasse wiederfinden.

Man muss trotz der kurzen Blüthezeit des Hellenthums die Entwicklung eine überaus glückliche nennen, weil jeder Stamm sein Wesen ungetrübt darlegte und wie durch Instinct diejenigen Sphären des Bildens fand, worin ihn die Naturanlage begünstigte. Dies Zusammentreffen der Begabung mit den äusseren Umständen, und das Vermögen, die dem volksthümlichen Inhalte

1) Geschichte der Griechischen Literatur 1, 225.

allein adäquate Form zu finden, verlieh dem Griechenthume seine Normgültigkeit und plastische Schönheit. Ging aber auch die verschiedene Volksnatur ihren eignen Weg und waren die inneren Gegensätze mächtiger, als das ideale Band der Gesammtheit, so lag doch in der gemeinsamen Erinnerung an die heroische Vorzeit und dem dadurch gebildeten Geiste des ganzen Volks ein Grund des geistigen Zusammenhangs, welcher in allen grossen Leistungen der hellenischen Welt wiederzufinden ist. Es ist dies das Streben nach dem *schön Menschlichen* im weitesten Sinne, und das tiefe Erfassen der Bedeutung des menschlichen Lebens überhaupt. Die griechische Heldensage, welche alle Poesie der späteren Zeit trägt und erzeugt, ist *ethisch-religiöser* Art: sie wendet den Sinn auf die Thaten und Leiden der grossen Menschen, welche den Göttern näher und der höheren Warnung theilhaftig dennoch im Übermaasse der Kraft und Leidenschaft selbst ihr Schicksal bestimmen und ohne göttlichen Rath ausführen wollten. So tritt bereits im Homer die tragische Natur des Menschen tief nnd schön hervor und findet ihren vollen künstlerischen Ausdruck im antiken Drama. Homer und die homerische Weltanschauung ward Gemeingut der Griechenstämme, welche überall mit sittlichem und dichterischem Sinne ihre Vorzeit erfassten, und was sie auf dieser Grundlage weiterbildeten, trug stets das Gepräge des rein Menschlichen und Schönen. Vor allen Anderen aber war es dem attischen Volke vorbehalten, diesen Geist in voller Tiefe zu ergründen und in unsterblichen Werken darzulegen. Nicht nur der offenere und beweglichere Sinn des ionischen Stamms

im Gegensatz zum geschlossenen und aristokratischen Wesen der Dorier, sondern auch der reichere Zufluss verschiedener Volkselemente in Attika und die stets fortgehende lebendige Entwicklung aller Kräfte erzeugte hier die höchste uud daurendste Blüthe des idealen Griechenlebens. *Wo das Nationale so vollkommen mit dem rein und allgemein Menschlichen zusammentrifft, behält es immer unvergänglichen Werth*, weil das Arteigenthümliche sich zum Gesetz für die Gattung erweitert, und es bleibt dabei, dass die Belebung eines reinen und edlen Sinns, der gesunden Auffassung aller menschlichen Bestrebungen, und endlich der tieferen Erkenntniss unserer Culturgrundlagen, nicht vollkommner, als durch ein stetiges und gründliches Studium des hellenischen Alterthums erreicht wird. Wir sehen hier in einfach schönen Grundformen, was uns die bunte Mannigfaltigkeit der neueren Civilisation erst nach mühsamem Suchen offenbart. Und wir thun wohl daran, wie *Plato* sagt, wenn wir von fern eine kleine und feine Schrift lesen sollen, erst dieselbe da zu lesen, wo sie sich gross und Allen wahrnehmbar findet.

Jenen höheren Maasstab des allgemein Menschlichen kann die Nationalität nie abwehren, weil sie sich zu diesem, wie die Art zur Gattung verhält, und was eben von den im Strome der Geschichte untergegangenen Völkern auf die Nachwelt gelangt und in dieser wirksam bleibt, ist ein solcher *allgemeiner* Inhalt. Nichts hebt auf der anderen Seite die Nationalität höher, und macht sie mehr zu einem wahren Schatz für das Volksbewusstsein, als das Gefühl und die Erkenntniss, inmitten einer solchen glücklichen und reichen Entwicklung

zu stehen. Es ist hier nicht von der kümmerlichen, kindischen Nationaleitelkeit die Rede, an welcher das Individuum saugt, weil es selbst nicht Kraft genug hat, sich aufrecht zu halten; auch nicht von jener Verirrung des Nationalgefühls, welches die Liebe zum Volksthümlichen mit Hass gegen das Fremde aufwiegt, sondern vom freien Anschluss an das Grosse und Schöne in einem bestimmten Volksleben, und der Erhebung, welche das Bewusstsein gewährt, einer Nation anzugehören, welche herrliche Thaten vollführt und im Drama der Weltgeschichte sich einen Ehrenplatz errungen hat.

So finden wir das Nationalbewusstsein bei den Athenern lebendig, des ethischen Inhalts voll, aus welchem der Einzelne Begeisterung für grosse Thaten und Muth sie zu vollführen schöpfte. *Plato* pries sich mit Recht glücklich ein Grieche und Athener zu sein; noch mehr zeigen uns die Worte des *Pericles* beim *Thukydides* [1]) das volle und stolze Bewusstsein, im geistigen Fortschritt als die ersten Menschen der Erde dazustehen [2]).

---

1) *Thukyd. II*, 35—47, eine der schönsten Reden, die uns aus dem Alterthume überliefert sind.

2) *Thukyd. II*, 37 ... παράδειγμα δὲ αὐτοὶ μᾶλλον ὄντες τισὶν, ἢ μιμούμενοι ἑτέρους. Das geistige Übergewicht Athens bezeichnet *Pericles* schön mit den Worten: »φιλοκαλοῦμέν τε γὰρ μετ' εὐτελείας, καὶ φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας,« und cap. 41: ξυνελών τε λέγω, τὴν τε πᾶσαν πόλιν τῆς Ἑλλάδος παίδευσιν εἶναι. Durch diese dem Freien und Allgemeinen zugewandte Gesinnung der Athener geschah es auch, dass sowohl die nationale als die politisch aristokratische Exclusivität, welche beide in Sparta blühten, in Athen sehr gemässigt und milde zum Vorschein kamen. Denn in Ganzen ist allerdings die staatliche Freiheit des Alterthums immer nur *Stammprärogative*, und Sparta

Ein Volk von so entschieden poetischer und philosophischer Geistesrichtung, wie das der Athener, musste natürlich, anders wie Sparta, über sein politisches und nationales Gebiet hinaus wirken, und verlor es auch im Kampfe mit den Doriern die Freiheit, so behielt es doch den Ruhm und das Verdienst, die Bildungsschule der alten und neuen Welt zu sein. Eine Nation, welche aus eignem Antrieb philosophirt und den Blick auf die letzten Gründe der Dinge richtet, kann ohne sich selbst zu täuschen, nie im beschränkten und schlechten Sinne national sein. Sparta mochte sich einer längeren politischen Herrschaft rühmen, aber erkaufte seine eiserne Zucht mit Vernichtung des rein Menschlichen; denn wo die Menschen der Gesetze willen da sind, wird es den Gesetzen bald an Menschen fehlen. Die dorische Nationalität der Spartaner kann man fester gefügt und ursprünglicher nennen, als die athenische, weil sie mehr an der alten Stammsitte festhielt und schärfer alles Fremde abwehrte; aber damit versiegte auch nach kurzer Dauer ihre innere Wahrheit und Gesundheit. Man wird leicht in der

---

konnte sicher nicht ohne Helotenthum und Xenelasie bestehen. Selbst die grössten Philosophen der alten Welt, *Plato* und *Aristoteles*, können von dem Gedanken nicht ablassen, dass Freiheit und geistige Vorzüglichkeit immer *angeboren* seien, und dass der grössere Theil der Menschen, die sklavische Bevölkerung, hierzu keine Anlage hätten. Weil diese national-aristokratische Freiheit die Lebenssubstanz des griechischen Geistes war, und in Sparta den reinsten Ausdruck gefunden hatte, wandte sich auch Plato in seiner Republik dem altdorischen Staate zu, als einem Ideale von Schönheit und Gesetzmässigkeit.

Geschichte wahrnehmen, dass national abgeschlossene Völker im Ganzen mehr zur Aristokratie hinneigen und an Aufrechthaltung des Hergebrachten, wodurch sie eine grosse Vergangenheit erlangten, ihre beste Lebenskraft setzen; es begleitet sie ein festes und sicheres Auftreten, welchem jüngere und weniger compacte Nationen oft weichen müssen, aber nur bis zu dem Punkte, wo die starren Formen den Geist zur Verknöcherung bringen, und die unglücklichsten Experimente in der Geschichte, *die Wiederbelebungen*, ihren Anfang nehmen. Sparta und Rom geben hier die schlagendsten Beweise; die Restaurationen endeten mit dem Hervortreten einer thierisch rohen Natur, welche gleichsam nur durch die frühere Zucht angekettet gewesen war, und jetzt entfesselt, aber durch Sittenverderbniss der physischen Kraft beraubt, sich im wüsten Kampfe selbst verzehrte. Waren auch die Athener nicht ganz von solchen Versuchen frei und untergrub auch der Demos die alte Eunomie, so verliess sie doch nie der Strahl des Göttlichen, das Leben für eine Idee, welche allgemeingültig ist: sie liessen nicht ab, zu singen und zu philosophiren, bis die heitere Sonne der antiken Welt völlig gesunken und die Nacht des Mittelalters hereingebrochen war.

§ 4. *Der römische Staat.*

Der Fortschritt der Geschichte, welcher sich im Hellenenthum dem Orient gegenüber zeigt, ist die Geltung des Individualismus, das Hervortauchen des Einzelnen aus der Substanz, und die Regsamkeit unzähliger kleinerer selbständiger Kreise. Der Orient gelangte zu

keiner glücklichen Entwicklung, weil er die individuelle Freiheit nicht kannte, das Griechenthum zerfiel durch die jede Einigkeit verhindernde Übermacht des individuellen Lebens, welches nur sporadische Bildungen und stete Disjunction hervorrief. Eine äusserliche Form oder ein Ansatz zur Überwindung dieser innersten Separationsnatur der griechischen Staaten ist der aetolische und achäische Bund, welche aber, wie alles Andere im Griechenleben, durch innere Kämpfe dem Untergange entgegengeführt wurden. Selbst die grossartigen Pläne Alexanders, welche weit über die Staatenbildung auf Grundlage der Nationalität hinausgingen und Form und Inhalt des Griechenthums zu erweitern gedachten, scheiterten vollkommen am Widerstande des ethnischen Lebens. Die Diadochenreiche, eine Mischung von asiatischer Despotie und griechischer Politik, eine Zusammensetzung also von abgelebten Formen, ohne frischen volksthümlichen Inhalt, waren nur Übergänge und Vorbereitungen zu einer grösserer Gesammtheit, in sich aber trübe und unerfreuliche Bildungen. Sie sind der Anfang einer Assimilation der Völker und Culturkreise, aber ohne die Kraft ein neues Ganzes bilden zu können; ihr welthistorischer Beruf war nur, eine Brücke vom Orient zum Occident zu bauen, auf welcher das Princip der neuen Welt, das Christenthum, seinen Einzug halten konnte.

Während so Griechenland und der Osten diejenige Stufe ihres Lebens erreicht hatten, welche wir *Involution* (Zurückentwicklung und Auflösung) nennen, da war im Westen Europas, in Italien, ein Staat erstanden, welcher weder die Despotie noch die blosse Nationalität

und den Stammunterschied zur Grundlage hatte, sondern von einer Stadtverfassung, wenn auch mit Mühe, zu einer Staatsverfassung herangebildet, durch seine Kraft fast alle Länder der damals bekannten Erde in seinen Umkreis hineinzog. Aus einer *colluvies* verschiedener Stämme entstanden, verlebte Rom die ersten Jahrhunderte in stetem Kampfe mit den zahlreichen verwandten Völkern Italiens, und arbeitete dabei rastlos an der inneren Befestigung seiner Verfassung. So erwuchs ein Agglomerat von Provinzen um einen gemeinsamen und starken Mittelpunkt, und war das Resultat des römischen Weltreichs auch keine vollkommene Assimilation der Volksthümlichkeiten, aus welcher ein neues organisches Ganze hervorgehen konnte, so war doch der grosse Fortschritt im Gesammtleben der Geschichte angebahnt, dass gemeinsame Staatsformen und die gemeinschaftliche römisch-griechische Weltbildung ein mächtiges Band des Zusammenhangs abgaben, welche dem im Christenthume enthaltenen allgemeinen Humanitätsprincip die Verbreitung erleichterten. Griechenland in seiner nur individuellen und localen Entwicklung konnte diese Aufgabe nicht vollführen; es war die Mission des nicht sehr idealen, aber zur Ausbildung umfassender Staatsformen wie geschaffenen Römervolks, der antiken Welt Gesetze vorzuschreiben, und mit Macht zusammenzuzwängen, was vereinzelt jeden Fortschritt des geschichtlichen Lebens unmöglich gemacht hätte. Von diesem universalhistorischen Gesichtspunkte aus, welcher stets das Ganze im Auge behält, ist auch die Einführung der monarchischen Regierungsform durch Augustus im Vergleich zur früheren

aristokratischen Republik ein wesentlicher Fortschritt zu nennen.

Ein anderer Gesichtspunkt, aber wie mir erwiesen scheint, von untergeordneter Bedeutung, ist der auf die nationale Selbständigkeit und Sonderexistenz gerichtete, welcher sich energisch auflehnt gegen solche Gesammtbildungen und darin nur den Tod des schön Eigenthümlichen und Naturwüchsigen erblickt. Die Erweiterung der römischen Staatsformen war zugleich ein Kampf gegen die zum Theil schon abgelebten Völker des Ostens und gegen die noch in ethnischer Wildheit befangenen Spanier, Gallier und Germanen, welchen somit die unbehinderte nationale Entwicklung geraubt und fremde Culturformen aufgedrungen wurden. Diese Übermacht der römischen Civilisation, welche sich das ganze Mittelalter hindurch erstreckt, hat man namentlich in neuerer Zeit, wo mitunter über dem Nationalen das Vernünftige vergessen wird, als ein Unglück für das neuere Europa beklagt, eben weil die reine Volksthümlichkeit darunter gelitten hat. So wird jeder römische Einfluss auf das Germanenthum als Verderbniss geschildert. Es liegt in solchen Ansichten ein achtungswerthes Gefühl für den Werth der Volksthümlichkeit, zugleich aber ein fruchtloses Nachconstruiren der Geschichte, indem man vom Plane des Ganzen abstrahirt und sich allen Ernstes fragt, was wohl könnte geschehen sein, wenn Dies oder Jenes nicht eingetreten wäre; z. B. wie sich das Germanenthum wohl entwickelt hätte, wenn nicht die Römer es inficirt hätten, u. s. w. Statt aus den wirklichen und offenkundigen Ereignissen der Geschichte die Gesetze für den historischen Fortschritt

zu entnehmen, und in dem Geschehenen, *als mit und durch höhere Nothwendigkeit Geschehenen* eine tiefere Vernunft zu suchen, thut man in der That oft nichts Geringeres, als prätendirt viel klüger zu sein, als Natur und Geschichte, und erblickt Abweichungen vom gesetzmässigen Fortschritt, wo die tiefste Planmässigkeit vorwaltet.

Vergleicht man den römischen und griechischen Nationalcharacter, um in der ursprünglichen Anlage den Grund des Wirkens und Schaffens beider Völker zu finden, so erblickt man alsbald das geistige Übergewicht auf Seiten der Griechen, dagegen eine grössere practische Begabung und politisch organisirende Kraft der Römer. Die schöne Fülle und Universalität der griechischen Bildung ging dem Römer ab; er war im Grunde weder poetisch noch philosophisch und überall weniger dem schön Menschlichen zugewandt, aber von Natur Eroberer und Gesetzgeber. Das Gebiet, wohin ihn sein Instinct leitete, war die Ausbildung der politischen und rechtlichen Institutionen, ein Werk des besonnenen Ernstes und durchdringenden Scharfsinns. Wir sehen Nichts von der leichten Genialität und raschen Entwicklung des Griechenthums: langsam und bedächtig entfaltet sich das römische Staatsleben, aber schon in seinen Anfängen mit der ganzen Sicherheit und Festigkeit, welche den künftigen Weltbeherrscher verräth. Sucht man sich in Gedanken eine vollkommen griechische Erscheinung zu vergegenwärtigen, so tritt stets zuerst die ideale Schönheit hervor, wie sie etwa ein platonisches Symposion umgiebt, in welchem Poesie und Philosophie harmonisch vereint als Ausdruck der begeisterten himmelwärts strebenden Seele ihre Anmuth und Tiefe

offenbaren. Die römische Seele ist nicht beflügelt: ihr gehört die Erde und was sich auf Erden durch Machtspruch beherrschen lässt, ihr Ausdruck ist Stolz und Würde, aber nicht ohne Härte und Trotz; ihr rechtes Bild der greise *Cato censorius* im Purpurkleide, der Hüter römischer Zucht, welcher die griechische Bildung abwehrt [1].

Griechenland hatte nie einen Mittelpunkt finden können, dem sich die anderen Stämme willig untergeordnet hätten; Rom sollte nicht nur der Mittelpunkt des italischen Völkerlebens, sondern der ganzen alten Welt werden; und das Mittel, wodurch es dies erreichte, war die Gewalt der Waffen und der scharf ausgeprägten Gesetze und Staatsformen. Ein Volk nach dem anderen tritt mit dem Römern in Kampf, aber alle fallen, weil keines eine ähnliche politische Energie und Festigkeit des staatlichen Zusammenhangs besitzt. Wie sehr die Römer den Griechen in diesem Punkte überlegen waren, weist uns der treffliche *Polybios* nach, welcher wie wenig Andere, von Grund aus das Staatsleben beider Nationen durchschaut hatte.

Roms Durchbildung und erlangte Grösse ist deshalb kein so vollkommener Spiegel des nationalen Princips, wie Griechenland, weil es das selbständige Leben der einzelnen Stämme durchbrach, stets fremde Elemente an sich heranzog, und mit dem steigenden Gebietsumfange auch an rationelle, dem ursprünglichen

1) Die Art, wie die Völker einzelne *Begriffe* auffassen und ausbilden, lässt uns oft in den tieferen Grund ihres geistigen Wesens blicken. Der Unterschied des Griechenthums und Römerthums liegt klar ausgeprägt, wenn man die platonische »δικαιοσύνη« mit dem römischen *jus* (*jubere*) vergleicht.

Gentilwesen theilweise entgegengesetzte Staatsformen denken musste. Die erste Hälfte der römischen Geschichte (etwa bis zu den Grachen) ist die vorzugsweise nationale, die zweite die griechisch-römische. Wir sehen in Rom die wirklichen Staatsbedürfnisse mit den tradirten nationalen Formen, der in alle Institutionen fest eingewurzelten Stammaristokratie, in Conflict treten, und beide einen verderblichen Kampf beginnen in Gestalt der aristokratischen und demokratischen, der rückhaltenden und fortschreitenden Partei; bis das über beiden stehende Imperatorenthum *nicht* als Erzeugniss des Volkswillens oder der Nation, sondern als letztes und einziges Rettungsmittel des Staats und Mittelpunkt einer Universalmonarchie jede Rückkehr zum altnationalen Leben unmöglich machte. Den reinsten Ausdruck des römischen Staats als Abbild der Nationalität giebt uns daher die Zeit, ehe sich eine Literatur entwickelt hatte, und wo die grundbesitzenden ackerbauenden *gentes* auch im Besitze der höheren religiösen Culte, genügsam, streng und kriegerisch den Staat leiteten. Die späteren Schriftsteller der politisch mehr verfallenen Periode, *Sallust*, *Livius*, *Horaz*, *Tacitus* suchen das Bild echt römischer Kraft und Sitte stets in dieser ersten Hälfte der Staatsentwicklung. Der ins Ungeheure wachsende Umfang des Reiches aber machte es nöthig, die Exclusivität der nationalen Rechte sowohl der *plebs*, wie den Provinzen und Bundesgenossen gegenüber aufzugeben, und der erweiterten Nation, welche allmälig ganz Italien umfasste, auch ein Staatsdasein zu verleihen, welches sie nicht dem Mittelpunkte entfremdete, sondern an denselben band.

Alle eigenthümlich entwickelten Nationalitäten Italiens und der umliegenden Länder, Samniten, Gallier, Sicilier, Grossgriechen u. s. w. waren nach langem Widerstande von Rom absorbirt worden, und konnten nur durch Theilnahme am römischen Bürgerrechte für die verlorene Freiheit entschädigt werden. So führte die geschichtliche Nothwendigkeit dahin, aus vielen Nationen durch staatliche Gemeinschaft grössere politische Gesammtheiten zu bilden, und die Lösung dieser Aufgabe, *den Staatsbegriff über die Volksthümlichkeiten zu erheben*, ist die grosse historische Leistung des römischen Volks. Nach innen vollendete es dies durch Bekämpfung und Herabsetzung der altnationalen Aristokratie, nach aussen dadurch, dass es sämmtliche Nationalitäten mit dem Bande derselben Regierungsformen zu umfassen trachtete.

Damit ward aber das antike naturwüchsige Leben zerstört, und der eigentliche Nerv des Staats, die Aristokratie, der alten Genügsamkeit, der männlichen Würde und dem edlen Stolze entfremdet, gab jetzt die Kehrseite des römischen Naturells, die blutgierige Raubsucht und unersättliche Sinnlichkeit. Das ganze Volk ward von demselben Treiben angesteckt, träg und genussüchtig, ein Haufe von Bettlern, Sklaven und Gladiatoren, welche Jedem der Grossen für Geld zu Gebote standen. So unterlagen die Männer, welche im Gegensatz zum aristokratischen Egoismus und zur plebejischen Verworfenheit ein würdiges Volksleben nicht in altnationaler, sondern in politischer Geltung wollten, Tiberius und Cajus Grachus. Die Aristokratie war und blieb überlegen; es folgte Reaction auf Reaction, und

die Welteroberer in ihrer sittlichen Verderbtheit begannen den Bürgerkrieg, bis der kluge *Augustus* die Reihe der Imperatoren eröffnete [1]). Dieser innere Verfassungskampf Roms vom Tode der Grachen bis auf die Schlacht bei Actium ist etwas Greuliches mit dem Anstrich des Erhabenen, eine umgekehrte Heroenzeit. Alle Schäden des Staatslebens treten in ihrer hässlichsten Nacktheit auf, die Entmenschlichung der wurmstichigen Aristokratie, der furchtbare Zustand der sklavischen Bevölkerung, die Blutsaugerei in den Provinzen, die Sittenlosigkeit in der Stadt, und doch eine Reihe grandioser Gestalten und mächtiger Persönlichkeiten, wie kaum eine andere Periode der Weltgeschichte sie aufzuweisen vermag.

Was war aber in dieser Zeit aus der Nation geworden? Mit den Elementen fremder Culte, fremder Sitten und namentlich hellenischer Bildung versetzt zeigt sich uns die letzte Form des Römerlebens als eine ganz andere, wie die ursprüngliche Naturanlage erwarten liess. Ohne Berührung mit dem Griechenthume hätten die Römer wohl eine sehr unbedeutende Literatur entwickelt, denn ihr Sinn ging nicht auf das Ideale, und selbst unter dem Einfluss griechischer Muster war ihre Philosophie stets mässig, ihre Poesie nur

---

1) »*Hoc certum est, nullam civitatis conditionem miseriorem esse, quam optimae, quae labascere incipit, nisi uno actu et ictu cadat et in servitutem ruat, (quod sane impossibile videtur esse) ac proinde subditis multo aptius esset suum jus absolute in unum transferre, quam incertas et vanas, aire irritas libertatis conditiones stipulari, atque ita posteris iter ad servitutem crudeliorem parare.*« *Spinoza, Tract. Polit. VII, 2.*

da bedeutend, wo schon volksthümliche Elemente vorlagen, wie in der erotischen Lyrik und Satire. Um so mehr aber wirkten die griechischen Muster da, wo der vollrömische Inhalt nur noch der schönen Form entbehrte, wie in der Beredsamkeit und Geschichtsschreibung. Die Sprache war durch die Gesetze und den Brauch öffentlicher Rede kräftig und gesund entwickelt worden, ein rechtes Bild des stolzen und festen, logisch stringenten Römersinns, welcher die Welt besiegt hatte und mit seinen Gesetzen auch römische Sprache und Cultur auf die Länder des Westens verpflanzte. Um aber zu erkennen, wie wirklich der Römer auf der Höhe seiner geistigen und politischen Entwicklung den beschränkt nationalen Gesichtspunkt abgelegt hatte und vorzüglich die Ausbildung des staatlichen Lebens verfolgte, damit aber zugleich seinen Geschichtszweck erfüllte, der Verbreiter der römisch-griechischen Weltcultur zu werden, muss man die Stimmen römischer Historiker und Staatsmänner vernehmen, welche die Geschichte ihres Volks überschauten und auf der Höhe einer vielseitigen Entwicklung standen [1]).

---

1) Es gab in Rom immer zahlreiche Vertheidiger der nationalen Exclusivität, welche energisch alles Fremde abwehrten. Schon den Grachen wurde vorgeworfen, die Sache der Provinzialen zu führen. Und doch lag das einzige Mittel, Rom zu regeneriren, in einer solchen umfassenden Politik. *Cäsar* suchte seine Macht nicht in Rom, sondern in den Provinzen zu gründen. *Cicero pro Balbo*, 31: »*Illud vero sine omni dubitatione maxime nostrum fundavit imperium, et populi Romani nomen auxit, quod princeps ille creator hujus urbis Romulus foedere Sabino docuit, etiam hostibus recipiendis augeri civi-*

Das Endergebniss der klassischen Welt war der entschiedene Gegensatz dessen, wovon das Alterthum ausgegangen war, der völligen Abhängigkeit des Staatslebens vom nationalen Princip. Die disjunctive, sporadisirende Gewalt der individuellen und rein naturwüchsigen Bildungen war gebrochen und Alles unter einen grossen Exponenten subsumirt. Die römischen Staatseinrichtungen, die Macht des Imperatorenthums, die Provincial- und Municipalverfassung, die überall hin entsandten Militärcolonien, kurz der ganze Reichthum der von den Römern geschaffenen politischen Formen durchdrang die Welt und schuf eine *äussere* Einheit bei der mannigfachsten nationalen Verschiedenheit. Dies war die Vorbereitung des Christenthums, der Lehre von der *inneren* Einheit des Menschengeschlechts.

---

tatem oportere.« Damit stimmt vollkommen überein, was *Tacitus (Annal. XI,* 24) den Kaiser *Claudius* reden lässt: »*Quid aliud exitio Lacedaemoniis et Atheniensibus fuit, quamquam armis pollerent, nisi, quod victos pro alienigenis arcebant? At conditor noster Romulus tantum sapientia valuit, ut plerosque populos eodem die hostes, dein cives habuerit.«* So unterscheidet auch *Cicero* richtig das natürliche und politische Vaterland *(de legib. II,* 2). Vergl. *Sallust. Catil.* 6. Zur Zeit des Kaiserthums aber ruhte schon die Hauptkraft des Reichs in den romanisirten Provinzen, und Rom ward der Sammelpunkt aller möglichen Volkselemente. *Dionys. Antiq. Rom. I,* 89 nennt Rom deshalb κοινοτάτην τε πόλεων καὶ φιλανθρωποτάτην. Von den Provinzen wurde Gallien ohne Zweifel am erfolgreichsten romanisirt. Schon bei *Tacitus (Annal. XI,* 24) heisst es von den Galliern: »*Jam moribus, artibus adfinitatibus nostris mixti, aurum et opes suas inferant potius, quam separati habeant.«* Dies Thema ist ausführlich erörtert von *Amédée Thierry* »*Histoire de la Gaule sous l'administration Romaine. Paris* 1847«.

§ 5. *Die Auflösung der alten Welt.*

Der Verfall des römischen Reichs, in dessen Mitte schon die Keime der neuen Weltbildung, die christliche Kirche und das Imperatorenthum, überhaupt eine Gesammtcultur vorgeformt lagen, und nur eines anderen Inhalts, als des bisherigen abgelebten harrten, ist von jeher ein Gegenstand politischer und historischer Betrachtung gewesen und hat die grössten Historiker beschäftigt. Sicher ist es gleich wichtig, wenn auch nicht gleich erfreulich, die Art der Auflösung und des Untergangs grosser geschichtlicher Erscheinungen zu erforschen, als ihr Entstehen und ihre Blüthe zu betrachten; denn, wenn die Zeit der neuen Zeugung erscheint, gilt es zu wissen, welche Elemente und wie ausgebildet sie aus der einen Culturperiode in die andere übergehen. Die Involution hat nicht weniger ihren gesetzmässigen Verlauf, als die Evolution. Der eigentliche specifische Inhalt der früheren Bildung verliert allmälig seine organisirende Kraft, und in dem Maasse, wie er selbst stufenweise erkaltet, beginnt das historische Leben sich in anderen Theilen zu regen, immer mächtiger und selbständiger, bis es sich zuletzt auch gegen die hinterlassenen Formen der früheren Culturperiode wendet. Kein Geschichtsprincip tritt sogleich organisirend auf, vielmehr scheint es selbst passiv seine Gestaltung von aussen zu empfangen und wird oft in Formen gedrängt, die seinem inneren Wesen widersprechen; doch kommt die Zeit, wo es diese Hülle fallen lässt und die äussere Erscheinung mit seiner wahren Natur in Einklang bringt.

Wir finden dies vorzüglich in der Entwicklung des Christenthums bestätigt.

Man hat das klassische Alterthum oft als diejenige Periode der Geschichte bezeichnet, in der Natur und Geist sich in der vollkommensten Harmonie befanden, und ist zu dem Glauben geneigt, dass die jetzige Civilisation in dieser Beziehung viel tiefer stehe. Der unmittelbare Eindruck des Alterthums auf uns ist der, dass es viel reinere und schönere Formen des Staatslebens und bei weitem vollendetere Charactere geschaffen hat, als unsere Zeit es zu thun vermag. Im Grunde aber zeigt nur das Griechenthum eine völlige Congruenz des nationalen und staatlichen Lebens; die römische Welt gelangt zum entschiedenen Übergewicht des staatlichen und giebt die Naturwüchsigkeit auf. Sowohl Griechen als Römer hatten sich isolirt entwickelt, wesshalb ihre Nationalität fester und reiner auftritt, als die irgend eines neueren Volks; aber in demselben Maasse war auch die individuelle Freiheit beschränkter und auf weniger Menschen ausgedehnt. Über dem ganzen Alterthume, dem orientalischen sowohl wie dem klassischen, ruht eine Verkennung der allgemein geistigen Natur und sittlichen Berechtigung des Menschen als solchen, welche auf ein sehr unschönes Princip der Gewalt, der blossen physischen Übermacht hindeutet, das ihnen völlig zur Gewohnheit geworden war, aber die menschliche Entwicklung von einer sehr wesentlichen Seite her in ihrem Leben mangelhaft liess. Es zeigt sich dies in der *Sklaverei* und der Stellung des *Weibes*. Wohl mochte ein Geschlecht von Menschen, das mehre Jahrhunderte hindurch an

Knechtschaft und niedere Arbeit ohne Lebensgenuss gewöhnt worden war, dem freigeborenen Römer und Griechen unfähig und unwerth erscheinen, frei zu sein [1]; es ist und bleibt doch ein Wiederschein der Barbarei. Zu allen Gründen des *Aristoteles* für die Schwäche und Dienstbarkeit des Weibes mag man gern noch die platonische Auffassung der Knabenliebe hinzuthun, und dieselbe erhabener finden, als die Geschlechtsliebe; es bleibt immer eine Verirrung der menschlichen Natur, die nicht aus dem südlichen Blut oder dergleichen Dingen zu erklären ist, sondern als wesentliches Überbleibsel derjenigen Zeiten unseres Geschlechts dasteht, in der die Herrschaft der Gewalt die einzige war.

Von dieser Seite her musste die Geschichte fortschreiten, und konnte es nur durch die Auflösung

---

1) *Aristot. Polit. I*, 2, 13: »ἐστι γὰρ φύσει δοῦλος ὁ δυνάμενος ἄλλου εἶναι (διὸ καὶ ἄλλου ἐστίν). Der Sklave hat soviel Antheil an der Vernunft, um sie vernehmen zu können, ohne sie zu besitzen. Je vollkommener *Aristoteles* den Begriff der Sklaverei erfasst, desto tiefer und schöner, muss man gestehen, auch den Gegensatz derselben, die *freie* Bildung. Die Art, wie er den Zweck und Begriff der Musse (σχολή) ausführt, ist unübertrefflich (*lib. VIII*, 2). Die menschliche Natur, sagt er, strebt nicht allein auf rechte Art geschäftig, sondern auch auf schöne Art müssig sein zu können. Die Musse ist Grund und Ziel aller Geschäftigkeit. Die aristotelische σχολή ist unserer emsigen Zeit ziemlich fremd geworden: das schöne Gleichgewicht und Spiel der Seelenkräfte, welches den ernstesten Dingen nachgehend, doch keinem äusseren Zwecke unterworfen ist, sondern wo der denkende Geist sich selbst geniesst. Aber das griechische Sprichwort sagt: οὐ σχολὴ δούλοις!

der alten Welt, und Umwälzung des antiken Staatslebens. Mit dem Verfall der Bürgerfreiheit in Rom und nach der Vermischung der römischen und griechischen Cultur waren im Bewusstsein des Alterthums zwei Kreise geltend geworden, die Ideen erweckten, welche dem klassischen Blütheleben geradezu widersprachen: das *Privatdasein* und der *Kosmopolitismus*, beide von den Grundlagen der antiken Welt, dem *öffentlichen* Staatsleben und der exclusiven Nationalität, völlig abgewandt und deshalb auf ganz andere Zustände hindeutend. Das frühere heitere und lebendige Schaffen nach aussen hin verschwand. Schon im Hellenismus zeigt sich ein wunderbar sehnendes Hineindrängen in den orientalischen Mysticismus und die Innerlichkeit des Gefühls, und tiefe Unruhe beherrschte alle Gemüther. Ebenso war in der römischen Welt, nach Vermischung der eigenthümlichen Culte [1] und scharf nationalen Lebensformen ein mehr *subjectives* Treiben und Insichhineinleben entstanden. Damit der Staat ein rechtes und vollkommenes Abbild der Nationalität sei, ist die grösstmöglichste Theilnahme Aller am öffentlichen Leben nothwendig, so wie wir es in Athen finden. Eine solche Congruenz aber der Nationalität und des Staats, dass dieser sich wie ein eng anliegendes Gewand der Volksindividualität anschmiegt, ist nothwendig durch einen sehr geringen Umfang des Staates bedingt. In

1) Die grosse Menge griechischer, aegyptischer und asiatischer Culte unter den Kaisern ist bekannt. Das Christenthum zählte schon viele Anhänger; *Heliogabal* brachte den Sonnencultus mit; nach *Lampridius* betete der Kaiser *Alexander Severus* vor *Abraham*, *Christus* und *Orpheus*.

Rom war, seit es über Italien hinausgriff, die politische Gesammtthätigkeit aller Bürger stets geringer geworden, bis zuletzt der monarchische Verwaltungsmechanismus eintrat. Schon die Zeit des *Augustus* neigt zum Privatleben. Wenn man die Schriftsteller jener Periode vom *Horaz* bis *Tacitus* liest, so findet man einen steigenden Subjectivismus, ein Zurückflüchten in beschränkte Kreise, und wo die Erinnerungen der Vorzeit erwachen, eine Verbitterung *(Tacitus, Persius, Juvenal)*, eine allumfassende Tendenz zu *moralisiren (Seneca)*, welche dem früheren Alterthume entschieden fremd war. Die *stoische* Philosophie, sonst in ihrer männlichen Härte dem römischen Character sehr angemessen, lehrte das Zurückfliehen von der Eitelkeit des Lebens und die sich allein selbst genügende Tugend [1]; der Neuplatonismus vollends wandte sich in die Welt der Wunder und Offenbarungen. Kurz wir sehen eine beginnende Umkehr des Alterthums, das mit dem Trank der Natürlichkeit und Nationalität übersättigt war, und nun sich dem neuen und weiteren Princip, welches vom Osten her nahte, entgegenbildete.

Wo sich aber die ganze Weltanschauung umwandelt, muss der Geist Mittel suchen, das sociale und politische Leben den neuen Ideen gemäss zu formen. Das Römerthum unterlag dieser Aufgabe.

---

1) *Tacitus Hist. IV, 5: potentiam, nobilitatem, ceteraque extra animum neque bonis neque malis adnumerant.* Im Grunde der reine Gegensatz des früheren national-römischen Characters, dessen einziges Streben *potentia* und *nobilitas* war.

§ 6. *Das neue Weltprincip.*

Während das Christenthum im Herzen der Menschen eine andere Welt schuf, waren die wilden Völker des Nordens geschäftig, den römischen Staat zu zertrümmern. Das ungeheurliche Übergewicht des staatlichen Princips über das nationale, und der centralisirenden Kraft Roms über die einzelnen Theile des Reichs musste alsbald der Zersetzung weichen. Schon die Theilung des abendländischen und morgenländischen Römerreichs war ein Beginn der Auflösung: das rechte Mittel aber des neubildenden, individualisirenden Princips, welches jetzt wiederum zur Herrschaft gelangte, war die mächtige Naturkraft der germanischen Stämme.

Es ist nun wohl zu bemerken, dass das Princip der neuen Welt schon in der alten Fuss gefasst und eine bestimmte Gestalt erhalten hatte. Das Christenthum war durch Constantin Staatsreligion geworden, ein Ereigniss von unberechenbarem Einfluss für das Christenthum selbst in seiner Entwicklung, wie für die spätere und zunächst die germanische Welt, in welche dies Princip überging. In dem Christenthume als römischer Religion vereinigen sich die höchsten Resultate der *orientalischen* Welt mit denen des klassischen Alterthums, und stützen sich gegenseitig eine Zeit lang, obgleich im innersten Wesen vollkommene Gegensätze. So gaben die Römer dem Christenthume den Reichthum äusserer Formen, und das Christenthum den Römern eine neue Ideenwelt. Es giebt im Alterthume einzelne Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, wie z. B. die Stoa, der Platonismus und die Lehren der

alexandrinischen Schule, welche ohne mit dem Christenthume in nachweisbarem Zusammenhange zu stehen, doch eine auffallende Analogie darthun [1]). Gewiss ist es richtiger, sie wie Coeffecte einer über das Natürliche hinausstrebenden Weltanschauung zu betrachten, als sie in ein Causalverhältniss zu bringen. Das Christenthum enthält, wenn auch in anderer Weise und reiner ausgebildet, dasselbe Element der tiefsten Innerlichkeit und völligen Negation des äusserlich Sinnlichen, welches auch jenen über das Alterthum hinausdeutenden Erscheinungen der griechischen Philosophie zu Grunde lag. Dies Sichabwenden von der Natürlichkeit zur Offenbarung, von der äusseren Welt in das innerste Gemüthsleben, von der Unbefangenheit in die Bussfertigkeit der zerknirschten Seele ist die völlige Umkehr des Alterthums, welches gerade durch das sichere Fussen in der Natürlichkeit und das lebendige frohe Schaffen nach aussen hin gross geworden war. Weil aber doch *die Ideen* in letzten Grunde die leitende Kraft der Geschichte sind, so war vorauszusehen, dass die blos natürliche und desshalb nationale Entwicklung einem ganz anderen Begriffe des Staates und Verhältnisse der Völker zu einander weichen werde. Das Christenthum in seiner wahren Gestalt ist der *vollendete Kosmopolitismus* [2]), welcher das Natürliche und Nationale

---

1) Vergl *Böttticher* »das Christliche im *Tacitus*«, *Ackermann* »das Christliche im *Platonismus*« und mehre derartigen Schriften.

2) *Tertull. apol.: Nec alia res nobis magis aliena, quam publica; unam nobis rempublicam mundum agnoscimus.* Schon *Tacitus* (*Agric.* 2) spricht von einer »*conscientia generis hu-*

nicht nur als gleichgültig hinstellt, sondern überhaupt das Weltliche als sündlich negirt. Wir brauchen nicht auf die Meinung der Orthodoxen zu verweisen, dass die Tugenden der Heiden glänzende Laster gewesen seien — wir könnten uns vielleicht etwas mehr von diesen Lastern wünschen —; schon die Patristik kämpft mit Macht jene natürliche Beschränktheit und das genießende Ruhen in der Endlichkeit nieder [1]). Es ist aber nicht zu läugnen, dass die christliche Weltanschauung, ihrem Wesen nach *orientalisch*, ein Grundelement hat, welches mit der auf Ausbildung der

---

ments — eine Gedanke, zu dem sich nur Wenige im Alterthume erhoben, und der wohl vorzüglich der Stoa angehört. Trotz dieser Verflüchtigung des Individualismus blieb nicht nur für die Römer, sondern auch für die barbarische Welt Rom stets Culturmittelpunkt, und der Glaube an den Beruf Roms die gesammte Menschheit zu leiten, war schon vor der Glanzperiode des Katholicismus stark und mächtig. Es ist sehr wichtig diesen Umstand festzuhalten, weil er auf den Entwicklungsgang der germanischen Völker, vorzüglich aber der Deutschen, einen wesentlichen Einfluss übte. Bereits Claudian (*„In secundum consulatum Stilichonis,“* v. 150—155) singt:

„Haec est, in gremium victos quae sola recepit,
Humanumque genus communi nomine fovit,
Matris, non dominae ritu civesque vocavit
Quos domuit nexuque pio longinqua revinxit.
Hoc pacisci debemus moribus omnes
Quod voluti patriis regionibus utitur hospes.“

A. v. Humboldt, Kosmos II, 234 führt diese Stelle an, welcher er a. a. O. sehr lehrreiche und beherzigenswerthe Worte beifügt.

1) *Augustin, de civit. Dei* stellt der *civitas terrena*, dem Sitze der Sünde, seine Gemeinschaft der Heiligen, die *civitas Dei* gegenüber, also der antiken Welt das Christenthum. Die Existenz eines Staats überhaupt ist ihm Folge der Sünde. Kain baute die erste Stadt und war, wie Romulus, ein Brudermörder.

natürlichen Individualitäten gerichteten occidentalen Welt im Widerspruche steht. Dies eigenthümlich orientalische Wesen offenbart sich mehr in der indischen, als in der jüdischen Religion. Gegen Zeit und Endlichkeit gleichgültig versenkt sich der Inder in die Betrachtung des Ewigen und Absoluten: tief in seiner Seele wurzelt die Idee der Abhängigkeit und zugleich des Abfalls von Gott, welche einer Erlösung bedarf; es ist der Keim der Ansicht von der allmälig fortgehenden sittlichen Verschlechterung der Welt, und des Trugs aller endlichen Dinge, welcher das Individuum nur durch völlige Hingebung an die unendliche Substanz und Ertödtung des Ichs entrinnen kann [1]). Eben diese Sehnsucht nach dem Unendlichen wurzelt auch tief im Christenthume und das Leben hienieden wird Vorbereitung auf die Erlösung durch den Tod. Ein solches Princip inmitten der occidentalen Welt, welche entschieden von jeher die Ausbildung des Individuellen und Natürlichen verfolgte, musste den Culturgang Europas wesentlich modificiren und namentlich der Entfaltung des nationalen Lebens hemmend gegenübertreten.

Ein zweites Moment im Christenthume, wodurch es die engen Schranken der Volksthümlichkeit und der das Alterthum characterisirenden politischen Aristokratie durchbrach, war das Gebot der *allgemeinen Liebe* und die Aufstellung des allumfassenden Begriffs der *Menschheit* überhaupt. Die christliche Religion ist Sanftmuth und Milde, Geduld und Demuth, ein Trost der Armen und Unglücklichen, der Zöllner und Sünder: denn alle

1) Vergl. *Lassen*, Indische Alterthumskunde I, 412—415.

Menschen sind gleich als Kinder Gottes. Somit war der Cultur ein ganz anderer Inhalt gegeben, als früher; es waren nicht blos Nationen, sondern eine Gesammtheit, nicht blos Staatsbürger, sondern Menschen, und nicht Sklaven und Herrren, Sieger und Unterjochte, sondern *gleichberechtigte* Wesen da. Dies ist der unendliche Fortschritt vom Alterthume zur christlichen Zeit, und *der ewige Grund, auf dem die christliche Idee ruht, dass die Menschheit als solche eine höhere, geistige Einheit ist,* deren Endzweck nicht durch natürliche Geschiedenheit, sondern gemeinsames Verfolgen sittlicher Veredlung erreicht wird [1]).

Der Character des Christenthums in seiner Urform ist die mildeste Weichheit und eine leidenschaftslose Passivität, welche gar sehr gegen das acute und drastische Leben des Alterthums und die Naturbegabung der europäischen Völker absticht. Desshalb bildete es sich im Occident in einer Weise aus, wie sie nicht aus der Consequenz des Princips, wohl aber aus dem Character der abendländischen Nationalitäten und Staaten zu erklären ist. In den ersten Jahrhunderten lebten die christlichen Gemeinden in jener Liebe und Toleranz, Stille und sich selbst genügenden Frömmigkeit, welche der göttliche Stifter ihres Bundes ihnen ans Herz

1) Die Culturresultate, welche aus dem lebendigen Bewusstsein dieser Idee hervorgehen sollten, sind nur zu oft in Europa durch die Übermacht des Individualismus getrübt und vernichtet worden. Das Hinstreben zu dieser ewig lauteren Quelle des geistigen Lebens, und gleichsam das Bedürfniss, wieder die Muttermilch zu trinken, welche unsere Cultur zuerst grosse säugte, ist nicht irgendwo schöner ausgeprägt, als in *Lamartine's »Voyage en Orient.«*

gelegt hatte. Das Christenthum sollte aber auch bald ein Reich dieser Welt werden, und entfaltete sich mit reissender Schnelligkeit, seit es durch *Constantin* Staatsreligion ward, zum herrschenden *exclusiven*, *intoleranten System*, und nahm in sich, wie fast alle Institutionen des Alterthums, *eine aristokratische Gliederung* auf. Die Kirchenverfassung der Presbyter war ursprünglich völlig demokratisch und Alles auf eine Gemeinschaft der geistigen, wie leiblichen Lebensgüter berechnet; statt des Dogmas galt die traditionelle Glaubensregel, und mit sanfter Milde ward das Bekehrungswerk vollzogen. Alsbald aber entwickelte sich durch Anschluss an antike Formen die Liturgie, das feste Dogma und die Theilung der Gemeinde in Clerus und Laien, der Beginn der mittelalterlichen Hierarchie. Dazu kam der Monachismus des Orients mit allen Sondergebräuchen, die asketische Tödtung des Fleisches, die bischöflichen Patriarchate, die Kirchensynoden, und auf dem Concil zu Nicäa der Sieg des strenggläubigen Christenthums.

Allein so aber konnte das Christenthum seinen historischen Beruf erfüllen [1]). Es musste den barbarischen Stämmen der neuen Culturperiode als ein fest gestaltetes, imponirendes Ganze entgegentreten, um *streng disciplinarisch* wirken zu können, und der kommenden Zeit eine bestimmte allgemeingültige Grundlage zu geben, welche stärker sein musste, als das Streben der noch im ethnischen Leben verharrenden germani-

---

1) Treffend sagt *Guizot (Sur la civilisation en Europe. p. 53)*: »*C'est l'eglise chretienne, qui a sauvé le christianisme.*«

nahen Stämme, sich in ihrer Zersplitterung zu erhalten, oder die Welt rein und bloss national wiederaufzubauen.

Die Geschichte suchte zu jener Zeit gleichsam ihre mächtigsten Kräfte, ihre schwersten Pfunde hervor, um der drohenden Übermacht des disjunctiven und sporadisirenden Naturlebens, wie es sich unter den germanischen Völkern entwickelt hatte, ein Gegengewicht zu geben; das erste und grösste war das Christenthum, als Zuchtmeister der Barbarei. Das zweite war die formlose, sich fast überall hinerstreckende römische Cultur und die Geltung Roms als Weltmittelpunkt. Das dritte war die ganz Europa umfassende Mischung der volksthümlichen Elemente, welche in der Völkerwanderung vor sich ging.

§ 7. *Die Völkerwanderung.*

Die Bedeutung der Völkerwanderung für das neuere Europa ist, scheint mir, von den Historikern nicht immer in dem Sinne aufgefasst worden, welchen eine Betrachtung der Geschichte *von der Naturseite* an die Hand giebt, nemlich als *Regeneration des Geschlechts* durch den grossartigsten Mischungsprocess aller nationalen Elemente und Culturformen, den wir kennen. Wenn das Interesse der nationalen Schriftsteller dahin führt, in dieser allgemeinen Gährung diejenigen Elemente wieder hervorzusuchen, welche einer bestimmten Volksthümlichkeit angehörig sich in der Heimath hielten, und Mittelpunkte einer *nationalen* Entwicklung wurden; wenn man darum streitet, was in der nachfolgenden Cultur specifisch deutsch oder keltisch oder

skandinavisch oder slavisch oder romanisch ist, und jeder Theil beim Neubau sich eine möglichst wichtige Rolle beilegt, so muss die Geschichtsphilosophie den Satz festhalten, dass nur die Wechselwirkung und Durchdringung der verschiedenen Elemente, welche an die Stelle der naturwüchsig nationalen Entwicklung aller einzelnen Volksindividuen eine *gemeinsame* Fortbildung durch *ausser* ihnen liegende Mächte setzte, die Grundlage der europäischen Cultur wurde. Es ist dies weder ein unglückseliges Verhängniss, noch eine Anomalie im Leben der Geschichte, als ob sie nach dem Untergange der klassischen Welt nichts Schönes und Gesundes hatte erzeugen können, sondern ein weises Wirken der Macht, welche sich nie in ihren Mitteln vergreift. Das Leben der *Gattung* musste neuen und grösseren Stoff haben, und seinen Forderungen ist jede nationale, individuelle Existenz untergeordnet.

Die *germanischen* Stämme, denen das Alterthum so viele und grossartige Culturresultate vermachte, brachten Nichts mit, als unversehrte Kraft und volle Empfänglichkeit. Sie wurden in höherem Grade die Träger der neuen Gesittung, als die romanisirten Kelten und die Slaven, weil sie die Mitte Europas inne hatten und sich am glücklichsten nach allen Seiten hin ausbreiteten. Auch war ihre Naturanlage vielseitiger und tiefer [1]). Ich nehme damit nicht etwa eine

1) Dies offenbarte sich erst vorzüglich in der Weise, wie sie die überkommene Cultur und das Christenthum weiterbildeten. Man muss sich aber hüten, schon im ersten Auftreten der Germanen überall ihre Vorzüglichkeit erkennen zu wollen. Ich stimme deshalb nicht mit den Worten *Feodor Egge's*

aprioristische Übereinstimmung des germanischen Naturells mit der Idee der Christenthums an, denn erst im Gange durch lange Jahrhunderte verschmolz das Harte mit dem Weichen, noch sehe ich die Germanen als den einzigen und allein wahren Kern des neueren Europa an, welchem gegenüber die anderen Stämme sehr untergeordnet und minder edel sind; ich finde in der Geschichte überall keine Gründe, eine Völkeraristokratie zu statuiren; aber eine reichere Anlage kann man den germanischen Stämmen nicht absprechen [1]).

überein (»Der Untergang der Naturstaaten, Berlin 1812, S. 258): »Durch das *deutsche* Volk, welches zuletzt erst geschichtlich auftrat, hat sich also ein solches Leben offenbart, nach welchem in der *Einen* Gestalt auch *ursprünglich* schon das gesammte Wesen der Menschheit sich gefunden hatte, und eben hierdurch, da also in dem Gemüthe eines jeden Germanen der menschliche Geist als Totalität zur Wirklichkeit gekommen ist, ist es wohl nur möglich geworden, dass ihnen, wessen andere Völker sich keineswegs rühmen dürfen, der Trieb einer intellectuellen Liebe eingewohnt habe, wie auch, dass sie ursprünglich einander gegenüber gestanden sind in Feindschaft und Fehde, da jetzt ein Jeder ein Ganzes in sich war, in sich abgeschlossen, begränzt und also fähig eines eigenen von den übrigen getrennten Daseins.« — Sollte die höchste Stufe der geschichtlichen Existenz geistige Troglodyten erzeugen?

A) Dessungeachtet ist kein Grund vorhanden, die deutsche Geschichte mit solchen Worten einzuleiten, wie es der so verdienstvolle *C. Welker* (Staatslexicon, 1846, 3, S. 731) thut: »Keinem Volke der Erde verlieh die Vorsehung edleren Ursprung, grossartigeren geschichtlichen Anfang, eine grössere Bestimmung und eine ausgedehntere, dauernde heilsame Wirkung, als dem deutschen Volke.« Die Bestimmung besteht darin (p. 737) »für die stets fortschreitende Verwirklichung der Freiheit und Cultur des menschlichen Geschlechtes unter Leitung christlicher Grundideen, aber mit nationaler Selbständigkeit und in freier deutscher Verfassung einen leben-

Was aber die Natur giebt, ist nicht der Menschen Verdienst, und wer sich in der Beziehung überhebt, den wird sie schon zu ihrer Zeit wieder drücken.

Der Übergang von der alten Welt zur neuen war kein ruhiges, langsames Verschleifen der einen Periode in die andere, wie etwa von der griechischen Bildung in die römische, sondern eine völlige Umwälzung aller Völkerverhältnisse. Ein ganz neuer Geist sollte in die alten Formen gegossen werden, und die Natur vollzog, wie immer, das Werk der Zerstörung, um zu erhalten. Die Zeit, welche wir die der Völkerwanderung nennen, ist die Geburtstatt der neuen Nationen. Der Zusammenhang des colossalen Römerreichs ward vom ethnischen Treiben der nördlichen Völker überwältigt und in tausend Theile aufgelöst, mehre Jahrhunderte hindurch drängten sich die in Bewegung gesetzten Stämme wüst durch einander, und den östlichen Theil der Slaven, die Mitte Deutschlands und den skandinavischen Norden theilweise ausgenommen, blieb nirgends in Europa eine compacte ruhende Masse, die sich in ihren Ursitzen und der altersher behaupteten Weise erhalten hätte. Kelten und Slaven fanden zahlreich Eingang in Deutschland, deutsche Stämme zogen nach Frankreich, England und Spanien, nordische Völker wurden im Süden heimisch; alle ohne bestimmt ausgeprägte Culturformen, und deshalb um so eher geneigt, sich zu mischen und

digen Mittelpunkt zu bilden. An diesem hohen Beruf haben auch die anderen Völker Europas, je nach ihrer Weise, entschiedenen und selbständigen Antheil; sie sind keineswegs blosse Trabanten des Deutschthums, und werden es wohlschwerlich je werden.

gemeinsam die Resultate der alten Welt, das Christenthum und die römischen Staatsformen anzunehmen. Diese *Ausgleichung* der nationalen Elemente, welche fast nirgends in Europa *einfache* Volksthümlichkeiten bestehen liess [1]), dahingegen allen grösseren Ländern, welche später den Inhalt *einer* Nation erhielten, die Aufgabe stellte, diese aus den verschiedensten Grundbestandtheilen heranzubilden, *ist der physische Grund der längeren Dauer und grösseren Reichhaltigkeit unserer jetzigen Culturperiode.* Welche Kräfte aber in der neueren Civilisation wirken und wie mächtig umfassend ihre Grundlage ist, wie wenig sich ihre Principien von irgend einem strict nationalen Gesichtspunkt ausmessen lassen, und wie sehr das naturwüchsige Alterthum gegen das gemeinsam europäische Geschichtsleben in den Hintergrund tritt, — dies hat Keiner schärfer erfasst und meisterhafter durchgeführt, als *Gutzot* in seiner Geschichte der europäischen Civilisation.

1) Die ethnographischen Untersuchungen, welche in neuerer Zeit so eifrig geführt worden sind, und denen die zahlreichen Alterthümer, die richtige Würdigung der Volkspoesie, und die comparative Sprachkunde zu Hülfe kommen, haben hier viel Dunkles aufgehellt. Nur geht man oft mit dem Versuche darin, Unterschiede zu finden, welche damals noch nicht ausgeprägt waren. So kann z. B. die Controverse, ob die *Angeln* ein deutscher oder dänischer Volkstamm waren, nicht grosse Resultate bringen, weil die gothischen Stämme des Nordens mit den Germanen im Süden der cimbrischen Halbinsel durch Sprache und Sitte eng zusammenhingen. Ähnlich die Untersuchung, zu welchem Stamme die *Wenden* gehörten. Im Ganzen sind die grossen Collectivnamen, wie Germanen, Sarmaten, Wenden u. s. w. mehr *geographische*, als *genetische* Benennungen.

Eine fernere Erscheinung, welche die Grundlage der neuen Cultur von der antiken abtrennt, ist das ungleich grössere *räumliche* Gebiet, welches die neuen Völker und Staaten einnehmen. Während im klassischen Alterthume nur zwei Culturstaaten und Völker da waren, deren jedes sich im Wesentlichen *isolirt* und bis zu einer gewissen Stufe hin naturwüchsig entwickelte, erblicken wir jetzt einen ganzen Erdtheil mit vielen Staaten und Völkern in den Culturkreis hineingezogegen — alle sich mit, bei und durch einander entwickelnd, in unausgesetzter Wechselbeziehung, vom gleichen Anfange ausgegangen, und einem gleichen Ziele zustrebend. Freilich ist nach dem Gange durch fast zwei Jahrtausende mancher Unterschied in Begabung und Tüchtigkeit sichtbar geworden, aber die Lage unseres Erdtheils ist doch die geblieben, dass ein gemeinsam europäisches Staats- und Culturleben existirt, dass kein Volk in sich verschlossen hinleben kann und darf, dass, was Bedeutendes in einem Staate vorgeht, in ganz Europa mitgefühlt wird, und um so lebendiger auf alle Theile einwirkt, als es einen Fortschritt zur Freiheit bezeichnet.

Desshalb musste der Entwicklungsgang der nachklassischen Welt ein ganz anderer werden, und namentlich das Verhältniss der Nationen zu den Staaten sich umgestalten. *Im Mittelalter tritt der Staat nicht als Product des Volksgeistes auf* [1]) — ein solcher war zu

1) *Hegel*, Geschichte der Philosophie, p. 415: »Die Griechen und Römer waren gereift in sich, als sie sich nach aussen wendeten. Umgekehrt haben die Germanen damit angefangen,

wenig entwickelt —; überall ist es der römische Staat und die Kirche, zwei im Anbeginn fremde Culturelemente, welche die Fortbildung der europäischen Menschheit und die Consolidation der verwilderten Stämme zu Nationen leiten. Eine ganz sich selbst überlassene Entwicklung der europäischen Stämme hätte gewiss viel Eigenthümliches ans Tageslicht gefördert, aber Europa wäre ohne Zweifel im Zustande der Zersplitterung geblieben, und der gemeinsame Fortschritt zu humaner Cultur unmöglich geworden.

Es fehlte zwar nicht an Versuchen, schon anfangs *Nationalstaaten* zu gründen, wie das longobardische, das vandalische, das burgundische, das ostgothische und das westgothische Reich, aber theils waren die Schwankungen des Völkerlebens noch zu gross, theils die römischen Staatsformen, mit denen sie in Berührung kamen, zu übermächtig, als dass sie von Dauer sein konnten. Die ersten Regungen des nationalen Lebens sieht man in den einzelnen Rechtsaufzeichnungen, welche sich natürlich der Volkssitte anbequemen mussten, aber was Volksthümliches darin enthalten ist, bezieht sich meistens auf die alte Gewohnheit des unsteten Kriegerlebens, und konnte desshalb eher dienen, die Barbarei zu fixiren, als einen Fortschritt zur Cultur

---

aus sich herausströmen, die Welt zu überschwemmen und die in sich morschen und ausgehöhlten Staaten der gebildeten Völker sich zu unterwerfen. Dann erst hat ihre Entwicklung begonnen, angezündet an einer fremden Cultur, fremden Religion, Staatsbildung und Gesetzgebung. Sie haben sich durch das Aufnehmen und Überwinden des Fremden in sich gebildet, und ihre Geschichte ist viel mehr ein Insichgehen und Beziehen auf sich selbst.«

einzuleiten. Die *lex Burgundionum*, das *edictum Theoderichi* und die meisten Gesetzsammlungen der südlichen Völker enthalten sehr viele römische Bestandtheile: das *jus Visigothorum*, welches zum Theil vom kirchlichen Concil in Toledo ausging, ist stark mit hierarchischen Elementen versetzt; die *lex Salica* und die *Capitularien*, so wie die longobardischen Gesetze bilden sich schon dem Feudalismus entgegen. Die nationalen Gesetze sind einfach, aber auf Gewaltherrschaft abzweckend, nirgends ein Schutz des Schwächeren gegen den Starken; desshalb war es wohlthätig für die Menschheit, dass ihre Wirksamkeit weder tiefeingreifend, noch langdauernd war. Auch die barbarischen Königreiche der germanischen Stämme erhielten sich kurze Zeit: dann gingen sie unter in den Greueln eigner Verwilderung; nur die an das Römerthum sich fest anlehnende Bildung des grossen *fränkischen* Reiches war von Bestand.

§ 8. *Das Verhältniss des Feudalismus zum nationalen und staatlichen Leben.*

Es war nicht zu erwarten, dass die ungestüme und durchschlagende Kraft der nördlichen Völker sich ruhig und sanft vom Christenthume und dem römischen Staatswesen zur Cultur leiten lassen würde. Sie legten alsbald *ihren* Geist und *ihre* Sitte in die überkommenen Institutionen und begannen diejenige Organisation des Staats von innen, welche den damaligen Verhältnissen allein angemessen war, den *Feudalismus;* im Grunde nur eine Reaction gegen den Begriff des Staats an sich.

Der Feudalismus ist ein staatliches Abbild des ethnischen Lebens und ein Sieg der disjunctiven Naturkraft über das centralisirende Staatswesen, wie es die römische Politik ausgeprägt hatte, ein völliger Gegensatz zum einigen römischen Weltreich. Desshalb blieb, wo der Feudalismus lange blühte, wie in Deutschland, der Staat als solcher schwach und im Ganzen nur ein Agglomerat verwandter Theile, wo er aber der centralisirenden Königsmacht unterlag, wie im romanisirten Frankreich, da durchlief das Staatsleben unendlich viel schneller seine Phasen und gelangte eher zu allgemeingültigen Formen. Der Feudalismus ist die erste grosse und nachhaltige Bildung des germanischen Lebens von innen heraus, und im Wesentlichen *nationales* Erzeugniss [1]). Dieser Erscheinung müssen wir desshalb eine längere und ausführlichere Betrachtung widmen, weil sie im Wesentlichen *den Geist des Mittelalters, die Mischung von Staat und Natur, von Sitte und Barbarei* repräsentirt, und als gleich wichtiges Erzeugniss jener

---

1) Weder die patriarchalische Herrschaft des Orients, noch die Clansordnung der alten Kelten, noch das römische Clientenwesen entspricht dem Feudalismus. *Brougham* im ersten Theile seiner politischen Philosophie bemerkt, dass im *türmanischen* Reiche, in der Türkei und in *Hindostan* ähnliche Erscheinungen, aber in sehr geringer Ausdehnung zu finden sind. *Lamartine (Oeuvr. complet. VII,* 380) vergleicht sie mit den arabischen Stammherrschaften und überall in Asien vorkommenden Tribus. Jedenfalls sieht man, welcher Stufe der Civilisation diese Staatsform angehört. »*On ne comprend bien le régime feodal, qu' après avoir visité ces contrées; on voit comment s' etaient formées, dans le moyen âge, toutes ces familles, toutes ces puissances locales, qui régnaient sur des châteaux, sur des villages, sur des provinces: c'est le premier degré de civilisation.*«

Epoche nur die *Hierarchie* zur Seite hat, in welcher letztere sich aber mehr die aus der untergegangenen Römerwelt erhaltenen Bestandtheile concentrirten. Der Feudalismus des germanischen Mittelalters ist sowohl für die Entwicklung der Nationen wie die der Staaten von ungemeiner Bedeutung geworden, und ist zum weitverzweigten Systeme erstarkt, dessen Folgen noch in unserer Zeit weit und breit zu verspüren sind.

Über die Entstehung des Feudalwesens ist Folgendes zu sagen. Der innere Grund desselben lag offenbar in den Sitten und Gewohnheiten der kriegerischen und auf Eroberungen ausziehenden germanischen Stämme. Ich fasse dasselbe nicht schlechthin als *Entartung* eines früheren viel schöneren Naturlebens, sondern als den ersten Schritt einer Staatsbildung über die Naturstufe hinaus. Der primitive Zustand des Germanenthums, wie er uns von *Cäsar* und *Tacitus* beschrieben wird, zeigt grössere Einfalt und Natürlichkeit der Sitten, keine so scharfe Ausprägung des aristokratischen Geistes und die Ansätze vieler volksthümlicher Institutionen, welche sich bei den stammsitzigen Völkern, namentlich im Norden, sehr glücklich entwickelten und rechte Stützen demokratischer Freiheit wurden; aber hätte dieser Zustand damals feste Form gehabt, und wäre er mehr als der Ausdruck eines ungekünstelten Naturlebens gewesen, so würde er nicht so völlig vom Feudalismus besiegt worden sein. Die Lust alles Vorzeitliche zu idealisiren findet ihren rechten Ausdruck in der Poesie, nicht in der Geschichtschreibung [1]). Nimmt

1) C. v. *Rotteck* in seiner Weltgeschichte (IV, S. 224) nennt

man die erste Periode des Germanenthums als Inbegriff eines voll entwickelten demokratischen Lebens an, statt darin die einfache Anordnung der Verhältnisse und schlichte *Gleichstellung der Freien* zu sehen, wie man sie bei den meisten unentwickelten Völkern findet, weil die höheren Formen des Staatslebens unbekannt sind, so geräth man in die Nothwendigkeit, das ganze Mittelalter, ja selbst den grössten Theil der neueren Geschichte als Depravation eines goldenen Zeitalters aufzufassen, welches uns auch noch jetzt zum Vorbilde dienen könnte. Es scheint, als ob die indogermanischen Völker von ihrer ursprünglichen Heimath her den Glauben mitgebracht haben, der *Anfang* sei von allen Dingen das vollkommenste, und je weiter vom Ursprunge, desto grösser werde die Verschlechterung. Wenigstens ist dies der Grundcharacter der indischen Weltanschauung, welcher sich in vielen Religionen und Philosophemen Europas wiederspiegelt.

Cäsar, Tacitus und *Ammianus Marcellinus* geben uns von den Germanen nur Bilder, in denen wir das ethnische Leben sehen. Ihre Hauptbeschäftigung war der *Krieg* [1]), ihre Nahrungsmittel waren denen der

---

diese Freiheit weit vollständiger, als jene, welche *Solon* und *Lycurgus* durch die künstlichen Systeme mühsam schufen. Die natürliche Freiheit ist von einer gewissen Seite allerdings immer vollständiger, als die staatliche; doch nur im Sinne *Rousseau's*.

1) Zwischen *Cäsar's* und *Tacitus'* Zeit ist bedeutender Unterschied; sie mögen da schon cultivirter gewesen sein, aber dennoch ist die Verachtung aller friedlichen Beschäftigungen durchstehend. Vergl. *Tac. Germ. XIV, extr.*: »*Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris, quam*

Nomaden ähnlich; sie wohnten in Zelten oder Höhlen, welche sie verliessen, wenn die Wanderlust rege wurde oder der Mangel sie zwang, fruchtbarere Gegenden aufzusuchen. *Ariovist* rühmte sich gegen *Caesar (de bell. Gall. I*, 36) mit seinen Kriegern in 14 Jahren kein Obdach gesehen zu haben, und ein anderer Barbar, dass er keine Heimath kenne, als die Weide seiner Heerden. Alljährlich ward das Land gewechselt, damit das Volk nicht unkriegerisch werde. (*Caes. VI*, 22). Ihre Naturanlage war die unverwüstliche Lust zur *persönlichen* Freiheit und instinctive Scheu vor jeder Gebundenheit, Stolz der Unabhängigkeit und unsteter Thatentrieb. Auf diese herrliche *Energie der persönlichen Existenz*, welche sich in Nichts fügt, das sie nicht selbst gewollt, und mit mächtigem Naturtrotz jede Schranke von sich stösst, muss man alles Gewicht legen; denn sie wurzelt tief im germanischen Wesen und hat die germanischen Völker zu rechten Trägern und Bildnern *des Individualismus*, der Entfaltung des tiefen Begriffs der *Persönlichkeit*, gemacht [1]). Das Band, welches sie

---

vocare hostes et vulnera merert; pigrum quinimmo et inere videtnr, sudore adquirere, quod possis sanguine parare.« Die Beschreibungen des *Ammianus* von den Gothen und Allemannen stimmen im Ganzen mit *Caesar's* Bilde überein.

1) Die ganze spätere Entwicklung des germanischen Geistes hat diesen *innerlichen* Character und das Hervorragen des Einzelnen über die Gesammtheit bewahrt. Am entschiedensten zeigt sich dies in der Geschichte der *Deutschen*, welche, wenn irgend ein Volk, Hüter des *Individualismus* sind. Die Vertiefung des *subjectiven* Lebens, das Gemüth, die eingehüllte unbestimmte Totalität des Geistes ist ihre Sphäre. Anderen Völkern ward Anderes zu Theil. Die starre Sprödigkeit und Unaufhaltsamkeit des Individuums, welche sich zuerst als un-

einigen, konnte nur *moralischer* Art sein d. h. aus *freiem* Entschluss hervorgehen [1]), wie es sich in der Sitte der Gefolgschaften zeigt (*Caesar. VI*, 23. *Tac. Germ.* 13 und 14). Wegen dieser Übermacht des individuellen Lebens waren aber bestimmte und stehende Ordnungen der Dinge in den ersten Jahrhunderten des Germanenthums unmöglich, und man thut dem Character barbarischer Völker zu viel Ehre an, wenn man ihnen dies als grossen Sittenvorzug anrechnet. Anderseits ist es ebenso falsch, solchen Stämmen, wie es die römischen Schriftsteller der späteren Zeit so oft thaten [2]), Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit vorzuwerfen

---

händigen Freiheitstrieb, später als Versenken in die Tiefen des geistigen Lebens und Abwenden von der Wirklichkeit geäussert hat, machte gerade die Deutschen geeignet, neben dem Christenthume die Philosophie weiter zu bilden. *Hegels* Bezeichnung des germanischen Geistes als »*absoluter Eigensinn der Subjectivität*« (Philos. d. Gesch. S. 417) kann leicht missverstanden werden. Das *eigenthümlich Deutsche* ist ohne Zweifel am schönsten und reinsten von *Fichte* erfasst, sowohl in seinen Reden an die deutsche Nation, als in den übrigen nach 1807 erschienenen Schriften.

1) *Tacit. Germ. XI*: »— — — *audiuntur, auctoritate suadendi magis, quam jubendi potestate. Si displicuit sententia, fremitu adpernantur; sin placuit, frameas concutiunt.*«

2) So z. B. *Ammianus XXII*, 7, 8: »*Gothos saepe fallaces et perfidos*; von den Hunnen XXXI, 2, 11: »*adeo permutabiles et irasci faciles, ut eodem aliquoties die a sociis nullo irritante saepe desciscant, ütidemque propitientur, nemine leniente.*« *Vopiscus* sagt von den Franken: »*Familiare illis est, ridendo frangere fidem.*« Es ist wohl nicht zu billigen, wenn man völlig gleiche Wildheit und Barbarei bei allen Stämmen annimmt, welche in der Völkerwanderung auftraten; namentlich die östlicheren Völker, Sarmaten und Hunnen scheinen an wüster Rohheit alle anderen übertroffen zu haben. *Ammianus* (XXXI, 2, 7) nennt die Hunnen ein »*exspeditum*

und einzelne Schattenseiten ihres Lebens, wie stupide Trägheit, barbarische Beutegier, brutalen Vandalismus und Verachtung jeder friedlichen Thätigkeit hervorzuheben. Das Eine folgt aus dem Anderen und ist Attribut eines unstaatlichen Wander- und Kriegerlebens, wie es fast alle Völker in ihrer Schwärmzeit, in der ethnischen Periode geführt haben. Wer tadelt denn das Seeräuberleben der homerischen Helden oder der alten Vikinger? Die ungeschwächte Naturkraft misst man schlecht mit der Moral; sie ist sich selber Gesetz und folgt nur dem Instinct der Leidenschaft, grossartig im Guten, wie im Bösen.

Der Vater des Feudalwesens aber ist der *Krieg*, und somit ist ein organischer Zusammenhang der Lehensweise der germanischen Völker mit ihrer ersten Anordnung des Staatslebens da. Wenn man die Frage stellt, wonach gemessen werden soll, was in einem Volksleben national oder nicht national ist, so wird zur Erforschung der Volksthümlichkeit am besten und sichersten auf diejenigen Bildungen verwiesen, welche sich *instinctiv* und überall *gleichmässig* eingestellt, eine hohe Blüthe erreicht und am längsten gedauert haben.

---

indomitumque hominum genus, praedandi aviditate flagrans immani. — Ziemlich ausführlich wird der primitive germanische Character von *H. Brougham* behandelt in seiner »*Political Philosophy*« (I, p. 260 u. fg.). Er vergleicht Germanen und Hunnen, und räumt einige Unterschiede ein, fügt aber hinzu: »*but in the great features of their civility and habits there was little or no variety.*« Im Übrigen weicht *Tacitus'* Beschreibung der Finnen (*Germ.* 46) oder der Brittannier (*Agric.* 12), oder *Ammians* Beschreibung der *Alanen* (XXXI, 2) in den Hauptzügen nicht viel vom Bilde der Stämme Germaniens ab.

Dies wird man dem Feudalismus in der germanischen Welt nicht absprechen können, denn er lebt noch, obgleich in schlechten Umständen.

Die rechte Erklärung findet der Feudalismus in jenem Triebe zur persönlichen Freiheit oder richtiger Ungebundenheit, welche so bezeichnend ist für die alten Germanen, und in der auf Befriedigung dieses Triebes berechneten Vertheilung der eroberten Länder. Sobald ein Volk neue Sitze eingenommen hatte, galt es zunächst die Hoffnung Aller auf Beute zu befriedigen, und natürlich kam dem Oberanführer die Anordnung zu. Dieser aber sah seine ganze Macht auf die Anhänglichkeit der unteren Führer gegründet und diese wiederum auf den Anhang von wehrhaften Männern, — denn jeder Tag konnte neue Angriffe bringen und es galt mehr, stets wehrfähig zu sein, als die Früchte des Friedens zu geniessen. Die Störrigkeit des Einzelnen litt jedoch kein festes Band der Unterordnung, und ein solches konnte nur im Vereine mit möglichster Selbständigkeit Aller gedacht werden. So mag die Belehnung mit Stücken Landes in der Weise, dass der Höhergestellte sein Gebiet wieder an niedere Freie ausstückte, und nicht nur Belehnter oder Vasall, sondern zugleich auch Herr war, den Germanen die richtigste Weise geschienen haben, Aller Interessen am genügendsten zu befriedigen. Sämmtliche wandernde und erobernde Stämme kamen in dieselbe Lage, das Land nach einer gewissen Ordnung ausstücken zu müssen, sobald sie sich ansässig machen wollten, und so ward jene Sitte, als im natürlichen Bedürfnisse wurzelnd, bald mächtig. Die verschiedenen Nationen scheinen hier verschiedene

Gebräuche gehabt zu haben. Von den Ostgothen wird erzählt, dass sie den Provinzialen zwei Drittheile des Besitzes überliessen; die Burgunder, Westgothen und Longobarden behielten die zwei Drittheile für sich; die Franken hatte keine sichere Norm. Es ist nun streitig, ob von vorn herein eine völlig gleiche Vertheilung nach Loosen unter die ganze Mannschaft stattgefunden (solche freie Besitzthümer versteht z. B. *Rotteck*, Weltgesch. IV, S. 228 unter *Allodien*, so wie er auch zwei Arten des Heerbanns annimmt) — oder ob von jeher die Lehnsvertheilung in allmäliger Stufenfolge vorgeherrscht, und nur zugleich auch Loose vertheilt wurden ohne die Verpflichtung der Gefolgschaft. So viel steht fest, dass die vom Lehnsverbande *freien* Besitzthümer Allodien hiessen und eigentlich die meiste Freiheit enthielten, welche aber von der Gewalt des Feudalsystems allmälig verschlungen wurde. Denn die Allodialbesitzer hatten weder Schutz noch Anhang und mussten sich des eigenen Vortheils willen in die Obhut eines Lehnsherrn stellen, also dass die kleinen freien Besitzthümer bald ganz verschwanden. Im 8ten Jahrhundert war die Feudalverfassung bei den Franken und Longobarden allein herrschend; in England und Schottland siegte der Feudalismus vollkommen im 10ten Jahrhundert, und nur der mehr unzugängliche skandinavische Norden erhielt sich glücklich länger in der ursprünglichen Weise, bis auch dort im Gefolge der Kriege der Feudalismus Wohnung fand. Vorzügliche Stärke aber erlangte die Lehnsverfassung dadurch, dass jene Besitzthümer der Vasallen und Subvasallen *erblich* wurden. Anfangs mag der Ländertausch vielleicht, wie

in der Heimath, alljährlich von Neuem vorgenommen, oder wenigstens bei dem unsteten Geiste der barbarischen Völker der Besitz immer schwankend gewesen sein; als aber die Stämme sich mehre Geschlechter hindurch auf demselben Boden gehalten hatten, war es natürlich, dass sich feste Vertragsnormen, ein förmliches *Lehnrecht* bildete. Schon 887 erklärte Karl der Kahle einzelne Territorien für *erblich*; sonst galt wohl insgemein bis ins 10te Jahrhundert das persönliche und lebenslängliche Besitzrecht in Deutschland, bis *Conrad II.* 1204 die meisten Lehen erblich machte, welches später allgemein gültig war.

Wie die Art der Ländertheilung, die zum Theil Grundlage der germanischen Staatsentwicklung und Cultur wurde, mit dem Character der Völker übereinstimmte, sieht man leicht. Wenn man von der ursprünglichen Demokratie der Germanen spricht, so überträgt man leicht Begriffe der Jetztzeit auf frühere Zeiten [1]). Geburtsadel kannten die barbarischen Stämme wohl nicht [2]), aber der Unterschied der Freien und Unfreien, Gemeinen und Edlen war überall gültig [3]).

---

1) Nichts ist wahrer, als das Wort *Montesquieu's*: »*Transporter dans des siècles reculés toutes les idées du siècle où l'on vit, c'est des sources de l'erreur celle qui est la plus féconde.*«

2) Man hat viele Gründe dafür und dawider angeführt. Vergl. *C. Welker's* und *C. v. Rotteck's* Staatslexicon, 1846, I, 288, u. fg.

3) Schon die ausschliessliche Beschäftigung mit Krieg, während alles Andere Sklaven und Weibern überlassen wurde, gab diese Theilung der Bevölkerung an die Hand. Vergl. *Tac. Germ.* 25 und das Staatslexicon I, 260 und 261. *Ammianus* sagt von den *Alanen* (XXXI, 2, 25): »*Servitus quidi est ignо-*

Kein Volk der Erde hat sein Staatsleben mit der Demokratie begonnen; ebensowenig wie die Menschen im Naturzustande frei und gleich sind.

Die *Natur*, welche das Recht der Gewalt lehrt, ist die Mutter der Aristokratie, und die Aristokratie ist daher eine sehr natürliche Verfassung, ja wohl die natürlichste von allen. Die *Vernunft* allein und die höhere geistige Bildung erzeugt die wahre Demokratie, die den Menschen als Menschen ehrt. Und nicht einmal die Vernunft, wie sie unter den Menschen lebt, ist demokratisch, sondern überall hin ungleich vertheilt und dient, obwohl sie eine Himmelskönigin auf Erden sein sollte, den blinden Trieben und Leidenschaften; allein die höhere göttliche Vernunft, deren Wiederschein wir im steigenden Gattungsbewusstsein der Menschheit sehen, und deren ewiger Glanz uns im Christenthume leuchtet, verdient einen solchen Namen.

Die Natur erzeugt mit dem Rechte des Stärkeren den Adel, und seinen Gegenpol, die Sklaverei. Der Vorzug des ganzen indo-europäischen Stammes ist der *Individualismus*, die Macht und Vorzüglichkeit des Einzelnen, woraus ein vielgegliedertes Leben und die *virtus actuosa*, das Handeln aus Lust am Handeln, entspringt. In je höherem Grade aber der Individualismus herrscht, und seine Blüthen entfaltet, um so mehr treten auch alle Arten der Aristokratie hervor, und der Staatsphilosoph *Brougham* sagt mit Recht, dass, wie Asien an den Übeln des Despotismus und

---

rabant, omnes generoso semine procreati. Auf ihren Kriegszügen konnten sie so erscheinen.

der Usurpation leide, so hat Europa die unzähligen Übel der Aristokratie zu tragen. Tugenden und Fehler der Völker aber sowohl wie der einzelnen Menschen entspringen aus derselben Wurzel, und man erzeigt desshalb der Geschichtsforschung keinen Dienst, wenn man im moralisirenden Tone die Wildheit und Unmenschlichkeit des Mittelalters beklagt. Die Geschichte aller Zeiten und Völker ist nur ein Abdruck des Geistes, der in ihnen lebendig ist, und zeigt immer, welche Vorstellungen vom Rechte des Individuums, so wie der Gesammtheit gültig waren. Der Feudalismus sicherte die möglichst grosse Unabhängigkeit des Einzelnen, und die alte Lebensweise, sich nur mit den Waffen zu beschäftigen und Abentheuer zu suchen; dem ganzen Institut lag Achtung der persönlichen Freiheit und moralische Verbindlichkeit zu Grunde. Das Ganze, einen *Staat*, bedachte in der Zeit kein Mensch. Die consequente Entwicklung war daher, dass immer mehr die Schwerkraft einzelnen grösseren Herren zufiel, denen die kleineren keinen Widerstand zu leisten vermochten, bis zuletzt die europäische Menschheit aus $^1/_{20}$ Tyrannen und $^{19}/_{20}$ Sklaven bestand. So ging die Volksfreiheit fast überall unter, und das System der Territorialzersplitterung durchdrang den ganzen Erdtheil.

Fasst man aber diejenigen Vortheile allein ins Auge, welche dadurch dem *Individuum* zugewandt wurden — und diesse *individuelle* Seite musste sich zuerst nach der Anlage der germanischen Völker mächtig vordrängen — so war allerdings der geschichtliche Beruf des Feudalismus von hoher Wichtigkeit. Einestheils verhütete er, dass die eigenthümliche Weise der neuen

Völker nicht ganz von der römischen Cultur verdrängt wurde, anderentheils sammelte er in sich und brachte zur Reife, was das individuelle Leben schützt und woran die Nationalität sich emporrankt, das Familienleben, die Poesie, die Ritterlichkeit, die Begeisterung für Heldenthaten, Treue und Innigkeit, und liess den Begriff der energischen Persönlichkeit nicht aussterben. Sollte aber das Staatsleben erstarken und eine gerechtere, geistvollere Ordnung der Dinge entstehen, so musste der Feudalismus untergehen; denn er war im Grunde nur die systematische Anarchie [1]).

§ 9. *Die Nationalitäten im Mittelalter.*

Es ist das Eigenthümliche des Mittelalters, und desshalb zugleich der Punct in welchem man die historische Bedeutung desselben suchen muss, dass alle Culturelemente Europas den Völkern *gemeinschaftlich* zu Theil wurden und dass sie desshalb in ihrer Entwicklung eine lange Zeit hindurch gleichen Schritt hielten. Begann später beim Aufblühen der Volksfreiheit und des geordneten Staatslebens auch die *Nationalität* wieder ihr Werk, indem sie je nach den Volksthümlichkeiten den Culturinhalt specialisirte, so war doch durch den gemeinsamen Gang durch Jahrhunderte dieser Inhalt ein überall gültiger geworden, hatte gleiche Ideen in Umlauf gesetzt, dieselben Bedürfnisse und

1) *Montesquieu (XXX, 1): »les loix feudales, qui ont produit la regle avec une inclination à l'anarchie et l'anarchie avec une tendance à l'ordre et à l'harmonie.«*

Anliegen erwacht, kurz im Grossen und Ganzen den Zug des europäischen Geschichtslebens, was er früher nie gewesen war, auf dieselbe Bahn gebracht.

Diesen gemeinsamen Zug sehen wir nicht nur in der Idee eines römisch-germanischen Weltreichs, welches die Christenheit beherrschen wollte, ähnlich wie das römische Imperatorenthum Mittelpunkt der alten Welt war, sondern in der gleichmässigen Herrschaft der Hierarchie und des Feudalwesens, in der Theilnahme aller christlichen Völker an den Kreuzzügen, in der gleichen Geltung der lateinischen Sprache und scholastischen Wissenschaft, und leider auch in der gleichmässigen Finsterniss und Barbarei. Die Organe des *nationalen* Lebens, die eigenthümliche Sprache, Kunst, Wissenschaft und Verfassung schlummerten, so lange es keine Volksfreiheit gab. Allmälig aber trennten sich die Wege, doch so dass alle Völker in enger Wechselwirkung blieben. Die Theilung des grossen fränkischen Reichs zu *Verdun* war der Anfang dazu, indem sie drei Länder, Frankreich, Italien und Deutschland von einander sonderte[1]; der zweite Schritt zur Selbständigkeit war die erstarkende Macht des Königthums in Frankreich unter *Louis XI*, der dritte die

1) Wie wenig man zu jener Zeit zwischen Frankreich und Deutschland, zwei Ländern, die später historisch so sehr von einander abweichen sollten, qualitativ scheiden mochte, zeigt der *Bonner* Vertrag von 920, in welchem *Heinrich I.* den Titel eines Königs des *östlichen* Frankens, *Karl* der Einfältige den des *westlichen* Frankens annahm. Beide hatten sich ewige Freundschaft geschworen. — Verg. *Hegel*, Geschichtsphil. S. 445.

religiösen Spaltungen, und die Reformation, der entscheidende Sieg aber der Sturz der Scholastik durch die heimischen Sprachen und die im Volksschooße aufgewachsene Kunst und Wissenschaft. Dazu kam das allmälig emporblühende Städtewesen und der Handel. Doch kann im ganzen Mittelalter kaum in dem Sinne von Nationalität die Rede sein, als ob ein Volk sich als politische und geistige Gesammtheit dem anderen gegenüber fühlte. Dies ist wesentliches Erzeugniss der neueren Zeit, und hat in der vergangenen Zeit wenig als Kampfmotiv gewirkt. Dagegen ward die Religion Anlass zu einem grossen Bruch des europäischen Völkerlebens und diejenige Form, in welcher die Intoleranz und Herrschsucht ihr Werk übte. Die Entwicklung der katholischen Kirche, ihre allmälige Theilung und zuletzt die mit Auflösung drohende Spaltung in tausend Secten ist ein Bild der Völkerbewegung in Europa. Sollte der nationale Individualismus zu der Consequenz gesteigert werden, dass, damit alle Kreise, Staat, Volk und *Religion* sich decken, auch jede Nation sich ihre eigne Religion schafft? Das wäre der Triumph der Naturwüchsigkeit; wir hätten dann endlich und glücklich das Alterthum wieder erreicht.

Was wir jetzt *Staat* und *Nation* nennen, hatte im Mittelalter einen ganz anderen Sinn, eben weil die Feudalordnung beiden Begriffen unmöglich machte, ihr rechtes Wesen zu entfalten. Nur in dem Maasse, wie es einzelnen grossen oder klugen Fürsten gelang, für eine Zeit lang die nach Zersplitterung strebenden Stämme zu sammeln, und die oberste Macht des Lehnsherrn mit Energie gegen die Vasallen oder gegen die übermüthige

Kirche geltend zu machen, kann man im Mittelalter von nationalen Königen reden. Obschon ihnen selbst der Inhalt der Nationalität fremd war, weil ein solcher noch im Schoosse des unmündigen Volks verborgen lag, so strebten sie doch klug und weise nach einem engeren Zusammenschliessen der Volkskraft und suchten das Gebiet ihrer Herrschaft fest zu begrenzen, wesshalb die Völker, denen sie eine solche Stütze der Entwicklung gaben, ihr Andenken mit Recht feiern. So z. B. *Karl* der Grosse, *Alfred* der Grosse, *Louis XI.* und Andere. Man beschränkt aber die historische Bedeutsamkeit solcher Erscheinungen, wie *Karl* des Grossen, zu sehr, wenn man sie nur als Nationalhelden betrachtet. *Karl* der Grosse wirkte im Interesse des Culturfortschritts gegen die Barbarei, für die Herstellung einer festen Ordnung in ganz Europa gegen die Widerspenstigkeit der noch unruhigen Völker. Seine inneren Reformen hoben die Macht der einheitlichen Kirche und des Staats über die nationale Wildheit, welche im Feudalismus und im Streben der einzelnen Völker nach Trennung feste Stützen hatte. Er suchte die Macht des Christenthums zu stärken und den Stand der gemeinen Freien zu heben; er kämpfte gegen Longobarden, Sachsen, Baiern, Bretagner, Basken und Araber, und alle zwang er unter seine Oberhohheit. Aber in den Nationen lag kein Bedürfniss und Gefühl der Zusammengehörigkeit, und Staatsordnung war dem mittelalterlichen Menschen nur Zwang [1]). Desshalb zerfielen

1) Vergl. *Hegel*, Geschichtsphilos. p. 447 und 448. Über die mittelalterliche *fides*, als Band des Staats, äussert er sich sehr hart p. 482.

solche Bildungen bald wieder. Namentlich in Deutschland, wo das Stammleben der einzelnen Völkerschaften kräftiger und widerstandsfähiger war, blieb der nationale und politische Zusammenhang immer loser, als in den Ländern, wo sich gemischte Nationen zusammengedrängt hatten. Und die innere Staatsorganisation konnte in der That im Mittelalter wenig für die Erhaltung und Consolidirung der Nationen, als natürlicher und desshalb auch politischer Gesammtheiten thun. Was wir uns heute unter Staat denken, die Gemeinschaft aller Interessen und den Genuss verhältnissmässig gleicher Rechte und Pflichten, die permanente Ordnung und den geregelten Gang des öffentlichen, wie des privaten Lebens, davon finden wir im Mittelalter keine Spur. Alles war, wie es der Geist der kriegerischen Bevölkerung mit sich brachte, sporadisch und local, jeder Grosse für sich König und Krieger, alle Gebiete getrennt, und keine dauernde öffentliche über Allem stehende Macht, welche, wenn auch nur schwach, die *Idee* des Staats repräsentirt hätte. Überhaupt stand es um das Leben der Idee schlecht im Mittelalter. Die einzige allgemeine Macht war die Kirche; und gewiss übte sie eine wohlthätige Zucht der ungestümen Rohheit, indem sie als höchster Richterstuhl der wilden Könige und Völker dastand, aber mehr schreckend und daniederhaltend, als organisirend und belebend griff sie in die Staatsordnung ein. Die Idee allgemeiner Freiheit, welche im Christenthume lag, fasste Keiner; wir hören im ganzen Mittelalter Nichts vom Volke und dessen Interessen; alle Blätter der Geschichte sind mit dem Treiben der Könige, Ritter und Pfaffen angefüllt,

und wahrlich es sind nicht die schönsten in dem grossen Gedenkbuche unseres Geschlechts.

Eine wahre Volksthümlichkeit ist nicht denkbar ohne Volksfreiheit; desshalb giebt das Mittelalter dem nationalen Leben wenig Nahrung. Doch zeigt sich, seit die Züge der Völker aufgehört und die einzelnen Länder einer getrennten Entwicklung anheimgegeben waren, bald die verschiedene Anlage der Nationen in der Weise, wie sie sich zum Feudalismus verhielten.

Von den Franken war eine erste politische Gestaltung Europas ausgegangen, weil es sich früher, als die übrigen Länder consolidirt und der römischen Cultur angeschlossen hatte. Hier entwickelte sich desshalb der Feudalismus am schnellsten und verfiel auch am frühesten. Die Capitularien *Karl* des Kahlen änderten die Lehnsverfassung dahin, dass für die *comites* Erblichkeit der Lehen und für die Allodialbesitzer nicht unmittelbare Abhängigkeit von der Krone, sondern Wahlfreiheit in Beziehung ihres *seigneur* eintrat, so dass der König selbst von aller Macht entblösst ward. Natürlich ward dadurch die Zersplitterung und locale Selbständigkeit der Vasallenthümer stets grösser, bis endlich ein Belehnter, der Graf *Hugo* von *Francien*, mächtiger als der König, mit einer neuen Dynastie auch eine neue Ordnung der Dinge einleitete, nemlich die allmälige Entfaltung des souverainen Königthums. — In Deutschland gestaltete es sich anders. Die Erblichkeit der Lehen und die ganze Macht des Feudalismus drang auch hier durch, aber erst im 10ten Jahrhunderte [1]).

1) *Montesquieu, (de l'esprit des loix, XXXI, 29): »Peut-être*

Seit dem ist Frankreich in den politischen *Formen* den übrigen Ländern Europas stets ein Jahrhundert voraus gewesen; nur dass die schnellste Entwicklung nicht immer die gesundeste ist. Im Übrigen war es Deutschlands Verhängniss, beständig an der Idee zu leiden, dass es die Christenheit beherrschen solle, und desshalb statt sich nach innen zu befestigen, immer nach Süden zu streben. Die deutschen Kaiser hatten stets einen doppelten Feind, ihre ungehorsamen Vasallen und Italien und zerarbeiteten so ihre Kraft an dem unerreichbaren Vorbilde, welches *Karl* der Grosse gelassen hatte. In Italien hatten sich schon unter den Karolingern einzelne Herzoge losgerissen und es bildete sich nach und nach die Zerstückelung des Landes in kleinere städtische Territorien, welche der Keim zahlloser Kämpfe und steigender Zerrüttung wurden, und in denen der feudal-oligarchische Geist eine grosse Rolle spielte. — Erfreulicher ist es den Blick nach Norden zu wenden. Hier in Skandinavien und England, überhaupt im Gebiete der Normannen und des ganzen nordgermanischen Zuges, erhielt sich die alte Weise des naturwüchsigen Stammlebens länger gegen Christenthum und Feudalismus, weil die nordischen Stämme fast nur als Eindringlinge in fremde Gebiete, nicht als Vertheidiger ihres Landes erschienen. Ob die stete Unruhe und Wanderlust, das Erbtheil der meisten

---

que l'humeur flegmatique, et si j'ose le dire, l'immutabilité de l'esprit de la Nation Allemande, réfeta plus long-temps que celui de la Nation Française à cette disposition des choses, qui faisait que les fiefs, comme par une tendance naturelle, se perpetuoient dans les familles.«

germanischen Völker, oder die Nähe des Meers, welche der Freiheit günstiger ist, als der Continent, und den Nationen Etwas von seiner salzig bittren Kraft beimischt, dazu beitrugen — genug der Feudalismus wurde hier nie in dem Maasse alleinherrschend, wie in Deutschland und Frankreich. Denn selbst England, welches von *Wilhelm* dem Eroberer nach feudaler Weise ausgestückt wurde, und für eine Zeit lang den ganzen Fluch des Lehnswesens trug, errang bald eine Vereinigung des Volks mit der Aristokratie, und Dännemark, Norwegen und Schweden wie es ihre Lage mit sich brachte, erhielten den Feudalismus erst im Laufe der Jahrhunderte von Deutschland, und liessen ihn nie völlig bei sich festwurzeln.

Doch hat ganz Europa, auch der slavische Theil, die Periode des Feudalismus durchgemacht, ein Beweis mehr, dass diese Form des Staatslebens für das Mittelalter eine historische Nothwendigkeit war, welche man begreiflich findet, wenn man nicht den Begriff ursprünglicher Volksfreiheit idealisch hypostasirt.

Da es hier nur die Absicht ist, den Einfluss des Volksgeistes auf die Staatenbildung zu verfolgen, so liegt die innere Nationalgeschichte der einzelnen europäischen Völker, die allmälige Entwicklung der Sprachen, der Kunst und Wissenschaft ausserhalb des Bereichs der Untersuchung. Doch auch hier wird der Forscher zu dem Resultate gelangen müssen, dass bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, der Zug des europäischen Geschichtslebens ein einiger ist und seine grossen Hauptabschnitte über alle Länder hinerstreckt. Ich urgire dies, weil jetzt viele Historiker glauben im

nationalen Interesse die Unterschiede nicht ungeheurlich genug darstellen zu können. Denn was die europäischen Völker gemein haben, ist ohne Zweifel mehr werth, als was sie trennt.

§ 10. *Der Übergang zur neuen Zeit.*

Es kam zunächst nur darauf an, das Alterthum und Mittelalter, als diejenigen beiden Stufen der Geschichtsentwicklung, welche die Menschheit bereits überwunden hat, in ihrem eigenthümlichen Verhältniss zum Natur- und Vernunftleben des Geschlechts darzustellen. So gewiss wir in der Geschichte nicht in ein Thal hinabfahren, sondern einem Berg ersteigen, ebenso entschieden können die Wege der Völker sich nicht in verlassene Gegenden zurückwenden, sondern müssen ein neues, höheres und allgemeineres Ziel haben, als jemals früher. Es kann dies kein anderes sein, als vollendetere Formen des Vernunftlebens zu entdecken, und mit diesen die nationale Sonderheit organisch zu vereinen und zu verschmelzen.

Die nationale Entwicklung der neueren europäischen Völker ist von der staatlichen geführt worden, nicht nur im Mittelalter, sondern auch bis auf die neueste Zeit in der ganzen Periode des Absolutismus. Weil aber die Staaten sich nirgends strict auf dem Grunde eines abgeschlossenen Volksganzen erhoben haben, — nicht einmal von Frankreich und England kann man dies behaupten — vielmehr sich nach feudal-dynastischen Principien fortbildeten und die nationalen Gesammtheiten tausendfach durchkreuzten; weil ferner der Fortschritt

in freiheitlicher Entwicklung des Staatslebens nicht von den Völkern in ihrer natürlichen Bestimmtheit, sondern von dem Begehren der durch das Mittelalter geknechteten Bevölkerung ohne Unterschied nach staatlichen und bürgerlichen Rechten ausgegangen ist, muss man es begreiflich finden, dass das Verhältniss zwischen Staat und Nationalität, wie es im gegenwärtigen Augenblick vieler Orten in Europa factisch vorliegt, sich als Conflict zweier verschiedener Mächte offenbart, deren eine, die Nationalität nemlich, gleichsam am so lange herrschenden staatlichen Princip Rache übt, und sich die früher vorenthaltene Führung der Völkerentwicklung sichern will.

Das Ende des Mittelalters zeigt uns die einzelnen Nationen bereits in grösserem Abstande von einander und schon mehr individuell abgeschlossen, jedoch keineswegs als bewusste Gesammtheiten. Die Anlagen und sich entwickelnden Charactere der Völker erkennt man am richtigsten, wenn man die Art und Weise betrachtet, wie sie eine und dieselbe Culturleistung, wie z. B. die Ordnung des Gemeinde- und Städtewesens, oder die Bildung des Rechts, oder den Handel und die Gewerbe durchführten. Denn obgleich wesentliche Veränderungen des staatlichen und socialen Lebens durch alle Länder Europas hindurchwirken, so geschieht dies doch weder gleichzeitig, noch bleiben die Formen, unter denen sie realisirt werden, dieselben. So ward schon im Mittelalter der Feudalismus verschieden durchgebildet; noch mehr nach dem Mittelalter das ganze Staatswesen.

Die einzelnen Erscheinungen, welche nach Ende des 15ten Jahrhunderts eine neue Zeit einleiteten d. h. die Überwindung der Barbarei und Finsterniss durch Aufklärung und Cultur, sind schon an verschiedene Völker vertheilt und geben eine Andeutung der historischen Mission, welche jedes zu vollführen berufen sein mochte. Frankreich ging voran mit der Umwandlung der feudalen Unordnung in staatliche Centralisation und Absolutismus, Spanien in Entdeckungen fremder Länder, England und Holland in der Colonisation und im Handel, Italien in Wiederbelebung der Kunst und Wissenschaft, Deutschland endlich in Befreiung des geistigen Lebens durch die Reformation und Erfindung der Buchdruckerkunst. Von grösster Bedeutung aber für das Emporblühen der Nationalität und freieren Regung der Völker war die überall durchgeführte Befestigung und Ordnung der staatlichen Verhältnisse, welche im ganzen Mittelalter wegen des Vorherrschens der territorialen Zersplitterung unmöglich gewesen war. Mit der steigenden Macht des Königthums erhob sich gleichzeitig die Bedeutung des *dritten Standes*, und mit diesem Volksbildung, Volkssprache, eigenthümliche Kunst und Wissenschaft, die Vereinigung der allgemeinen Interessen und bürgerlicher Gemeinsinn, die beste Gewähr politischen Fortschritts. So gemeingültig aber, wie zu ihrer Zeit der Feudalismus und Absolutismus in Europa waren, ebenso hat sich auch die repräsentative Form als Bedürfniss der Gegenwart dargethan und fast überall Geltung zu verschaffen gewusst. Die Völker sind mündig geworden und wollen ihre Rechte selbst verwalten; begreiflich wird damit ihr

natürlicher Zusammenhang und die Nationalität von unendlich viel höherer Bedeutung, als er dies früher in der Geschichte des neueren Europas gewesen ist. Auch aber dieser Zug nach politischer Selbständigkeit und voller Darlegung der Volksthümlichkeit ist zum wenigsten allen Völkern des mittleren Europas gemeinsam. So halten die Stämme unseres Erdtheils in ihrer Entwicklung gleichen Schritt (die Russen ausgenommen, wo jedoch die Despotie nicht mehr eine natürliche Staatsform ist, wie in Asien, sondern zu viele Zwangsmittel brauchen muss, als dass sie lange anhalten könnte), und wenn sie nur über den Racenstreit nicht die Freiheit vergessen, wird auch aus den angestrengten Kämpfen der Gegenwart ein reicheres und gesunderes Leben hervorgehen.

Wäre nicht durch eine weise Fügung der Geschichte die gemeinsame Grundlage unserer Civilisation so stark geworden, dass die Macht der allgemeinen Cultur, welche der Ausdruck des Vernunftslebens in der Menschheit ist, allen nationalen Zerklüftungen das Gegengewicht hält, so möchte man einen gewaltsamen Durchbruch des wilden Naturlebens befürchten können, welches in so vielen Jahrtausenden den menschlichen Entwicklungsgang verunstaltet hat. Besitzt man aber den Glauben und das Vertrauen zur Geschichte, dass sie uns, so weit die menschliche Begabung dies zulässt, einem Leben entgegenführt, welches weitumfassend, frei und gerecht den Stempel der Vernunftmässigkeit trägt, welches, wie *Fichte* sagt, die Menschheit in ein sittliches Ganze umschafft, so trage man auch bei zu einer solchen geistigen Harmonie in Wort und That,

belebe das Bewusstsein einer solchen Aufgabe und beseitige die Hemmisse derselben. Sympathien und Antipathien sind zwar schön und natürlich, und wie *Solon* weise befahl, dass jeder Bürger in Parteikämpfen sich waffnen und streiten solle, so ist auch heute cosmopolitische Neutralität ein Unding; aber über Allem muss die Würde der Vernunft und der Stolz des Gedankens herrschen.

DRITTES BUCH.

NATIONALITÄT UND STAAT IN DER GEGENWART.

»Les fanatiques du passé sont aussi coupables et aussi funestes à l'humanité que les fanatiques de l'avenir.... Comprendre le passé sans le regretter; tolérer le présent en l'améliorant; espérer l'avenir en le préparant; voilà la loi des hommes sages et des institutions bienfaisantes.«

Lamartine, Voyage en Orient.

Nationalität und Staat in der Gegenwart.

§ 1. *Vom Wesen des Staats im Allgemeinen.*

In demselben Maasse, wie die Nationalität ein Ausfluss des Naturlebens in der Menschheit genannt werden muss, ist der Staat eine Offenbarung der geistigen und sittlichen Begabung des Menschengeschlechts, also dasjenige Gebiet, auf welchem vorzüglich die menschliche Willensfreiheit zum Vorschein kommt. Ähnlich wie die Charactere der Völker im Fortschritte der Geschichte sich mehr von den climatischen und terrestrischen Einflüssen abgelöst haben, und zwar noch *natürliche Bestimmtheiten* sind, d. h. solche die sich nicht *a priori* construiren noch mit Principien messen lassen, — denn ein Character ist kein Princip — aber innerhalb bestimmter physischer Schranken gehalten werden, welche ihnen das Gepräge der Individualität geben; ebenso sind die Staaten durch die Periode der Naturgebundenheit und Naturwüchsigkeit in ein Stadium gelangt, wo sie als selbständige sittliche Ordnungen

über den Typen des Bodens und der Volksart da stehen, und von diesen nur *modificirende*, nicht wesentlich *schaffende* Einwirkungen empfangen.

Es ist gewiss äusserst lehrreich, die Entwicklung des *Staatsbegriffs* in der Menschheit zu verfolgen. Der ganze Orient bietet uns keine politische Literatur und Staatsphilosophie, weil eben der Staat nicht als ein selbständiges Etwas den Menschen zum Bewusstsein gekommen ist; Alles ist so, weil es so ist, und dies Existirende wird durch religiöse Satzungen beherrscht. Die ersten vernünftigen Reflectionen über Ursprung und Bestimmung des Staats findet man bei den griechischen Philosophen, von den sieben Weisen bis auf *Aristoteles*. Bei dem letzteren ist die Politik ein integrirender Theil der *Ethik* und in ihren wesentlichen Punkten vollkommener bearbeitet, weil gesunder durchdacht und klarer aufgefasst, als von der grössten Mehrzahl unserer neuen politischen Lehrmeister. Das Verhältniss des Staats zur Naturgrundlage, d. h. zum speciellen Character des Bodens und Volks, wird fast gar nicht berührt; dagegen der *sittliche* Endzweck des Staats, die Erreichung des höchsten Guts, wahrer Erkenntniss und Tugend, auf das Bestimmteste hervorgehoben, und zugleich die historische Nothwendigkeit der verschiedenen politischen Formen dargethan, nicht als Verirrungen von einem Ideale, (wie bei *Plato*) sondern als in der menschlichen Natur begründet. Die Römer waren ausgezeichnet in der politischen Praxis, aber ihre Theorie borgten sie von den Griechen. Die römische Literatur hat keine nennenswerthe Schrift über politische Philosophie. Im Mittelalter existirten

nun im Grunde weder Staaten noch Begriffe vom Staate, weil nirgends eine Macht da war, welche die Idee einer öffentlichen, dauernden und zugleich gerechten Ordnung erwecken konnte. Erst im 16ten Jahrhundert, da der Absolutismus die störrigen localen Mächte zusammenzwängte und permanente Institutionen hervorrief, als mit der Reformation der Geist der Kritik rege wurde und von der naturkräftigen Weise des klassischen Alterthums geleitet, sich auf alle Gebiete erstreckte, sehen wir wiederum den Staat als Gegenstand philosophischer Betrachtungen sich geltend machen. Die Völker des Westens und Südens, Franzosen, Engländer und Italiener gingen hierin dem mittleren Europa voran; deutsche Philosophie datirt erst seit dem siebzehnten Jahrhundert. Die wichtigsten Politiker jener Zeit sind wohl *Bodin*, *Machiavelli*, *Hobbes*, *Loke* und *Spinoza*. Während die drei ersteren sich wesentlich der Begründung des Absolutismus zuwenden, neigt *Loke* sich mehr zum Begriff der Volkssouverainetat, gestützt auf der ursprünglichen Naturfreiheit Aller, welcher man nur durch Vertrag entsagt hat. Weit über diesen Erörterungen steht *Spinoza's Tractatus Politicus*. Die Einleitung zu diesem leider unvollendeten Werke so wie der erste Abschnitt desselben »*de jure naturali*« enthalten im Grunde Richtigeres und Besseres, als die beiden ihm folgenden Jahrhunderte zu leisten vermochten, selbst die Theorien *Rousseau's* und *Kant's* nicht ausgenommen. Denn eine so reine und vorurtheilsfreie Prüfung der menschlichen Natur ist den meisten anderen Philosophen unmöglich gewesen, indem sie nur subjective Anschauungen zu begründen suchten, sei es die Idee eines schönen

Naturlebens oder eines specifisch christlichen Staats oder wie diese einzelnen Formen alle heissen mögen. Die praktischen Andeutungen, welche *Spinoza* giebt, sind auf unsere Zeit nur zum Theil anzuwenden [1]), der Grund des Gebäudes aber ist ewig, weil er die menschliche Natur selbst ist, nicht das philosophische Gedankenbild, welches der Subjectivismus schafft und damit die Wirklichkeit glaubt formen zu können. Der moralische Muth, das erkennen zu wollen, was *ist*, nicht was wir so gern wünschen und uns einbilden und was schön wäre, *wenn* es wäre, dies ist der erste Schritt zur Philosophie; und doch erfahren wir von den Philosophen gewöhnlich nur, was die Welt in uns, nicht was wir in der Welt sind. Daher kommt es, dass mit jedem neuen Philosophen sich die Welt ändert, obgleich sie immer dieselbe bleibt.

Das Verhältniss der Nationalität zum Staate zu erforchen musste der nach Ende des Mittelalters emporblühenden Philosophie fern liegen, weil eben die Völker das natürliche Recht in ihrer Gesammtheit zu verbleiben

1) Dennoch findet man bei *Spinoza* Grundsätze ausgesprochen, welche erst unsere Zeit mit Mühe einsieht und realisirt, wie z. B. die Religionsfreiheit (*De Monarchia VI*, 40: »*nec jura de opinionibus statuenda, nisi seditiosae sint et Civitatis fundamenta evertant.*«) und Trennung der Kirche vom Staat, die Unmöglichkeit der Monarchie ohne einen Volksrath (*VII*, 4: »*necessarium consiliarios eligi, quorum privatae res et utilitas a communi omnium salute et pace pendeat.*«), die Vorzüge der Demokratie (*VII*, 5. und das beschränkte Recht des Königs: »*Atque adeo, quia populi salus suprema lex seu Regis summum jus est, sequitur jus Regis esse, unam ex latis concilii sententiis eligere, non autem contra totius concilii mentem quicquam decernere vel sententiam ferre.*«; ferner Bürgerbewaffnung (VII, 12) u. s. w.

noch nicht geltend machen konnten, und ein lebendiges von Freiheit gestärktes Nationalbewusstsein fehlte. Wie wenig auch spätere Zeiten eine Ahnung von diesem Rechte hatten, vielmehr es zufolge absoluter Machtvollkommenheit thatsächlich verhöhnten, zeigt die Theilung Polens, ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte des neueren Europas. Erst nach der französischen Revolution begannen die nationalen Ideen aufzuleben und sogen mehr Nahrung aus der Geschichtsforschung, als aus der Philosophie. In der *Schleiermacher'schen* und *Hegel'schen* Philosophie tritt aber das nationale Moment so bedeutungsvoll hervor, dass es die Definition des Staats selbst und die Anschauung vom Endzweck desselben wesentlich ändert, ja sogar den Staat scheinbar der Nationalität unterordnet. Davon weiter unten. Nur sollte es nicht des Philosophen Sache sein, den Staat nach einer veränderten Zeittendenz zu modeln, sondern zu erforschen, wie diese Tendenz sich zum ewig feststehenden Endzweck des Staats, der Realisation des Vernunftlebens in der Menschheit verhält.

Nicht einmal die Idee des Staats braucht man zu urgiren als eine solche, der gegenüber die Volksthümlichkeit etwas Wechselndes und Zufälliges ist: auch die Empirie zeigt uns den Staat als Organ der socialen und sittlich fortschreitenden Menschennatur, als das wesentlichste Werkzeug des Gattungslebens, welches die nackte Nationalität d. h. das ethnische Naturleben aufhebt und in höhere Formen bringt. Nun führt es freilich die geschichtliche Entwicklung mit sich, dass durch das staatliche Leben gezeitigt und gereift eine nationale Individualität ihre Rechte geltend macht und

das Natürliche mit dem Geistigen in Einklang zu bringen strebt; aber so wenig ist die Nationalität an und für sich eine Gewähr vernünftiger und humaner Staatsordnungen, dass in derjenigen Periode der Geschichte, wo dieselbe am meisten galt, im klassischen Alterthume, die völlige Unfreiheit der eminenten Mehrzahl aller Menschen bestehen konnte. Und dem wahren Wesen des Staats kommt eine kleine Republik von *gleichberechtigten* Menschen näher, als der allernationalste und glänzendste Kastenstaat.

Es liegt im Begriffe des Staats an und für sich durchaus Nichts, was ihn auf eine *einzige* Volksart beschränkte, ebenso wenig wie mehre religiöse Confessionen der Bewohner der reinen Idee des Staates Abbruch thun. Im Gegentheil muss man demjenigen Staate die Krone zuerkennen, welcher diese verschiedenen Bestandtheile einem und demselbem Ziele des Vernunftlebens entgegenzuführen vermag; und wer an ein allmälig fortschreitendes Gattungsleben in der Geschichte glaubt, wird auch nicht daran zweifeln, dass diese Form allgemein gültig werden wird. Religiöse Meinungsverschiedenheit ist im Grunde eine grössere Kluft zwischen den Individuen, als die nationale Differenz; wenigstens greift jene viel tiefer in das innere Wesen des Menschen ein; aber so widerspruchsvoll oder von entgegengesetzten Kräften bewegt ist unsere Zeit, dass während auf Emancipation der Juden und Gleichstellung aller Bekenntnisse gedrungen wird, weil diese den Staat an sich nicht afficiren, der Racenunterschied der Bewohner als das grösste Hemmniss eines politischen Gemeinwesens auftritt.

So wie ich im Anfange das nationale Leben für sich, ohne nähere Beziehung auf den Staat, als Manifestation des in der Geschichte wirksamen Naturprocesses hingestellt habe, — womit wenigstens so viel gewonnen sein möchte, dass die Unfreiwilligkeit des Menschen in dieser Sphäre klar einleuchtet — so scheint es mir auch hier nothwendig, den Staat zuvörderst an sich in seinem Zweckbegriff, seiner *causa finalis*, welche zugleich sein organisirendes Princip ist [1], zu betrachten, damit dies Gebiet, auf welchem der Mensch mit Freiheit und Vernunft schafft, als rechter Gegenwurf des Naturlebens erscheine. Diese *analytische* Weise, welche Dinge von einander trennt, die in Wirklichkeit nicht getrennt sind, und jedes für sich betrachtet, um den Reingehalt und das τὸ τίνι εἶναι desselben zu erforschen, hat ihre Mängel, insofern sie leicht zu Abstractionen führt; doch ist sie die nothwendige Vorarbeiterin der Synthese. Beginnt man dagegen sogleich damit, die natürliche Bestimmtheit des Staates, nach welcher dieser oder jener Volksgeist in ihm zum Vorschein kommt, als Wesen und Endzweck desselben hinzustellen, so ist immer die Gefahr da, die nothwendige Bedingung und das Mittel (die Nationalität nemlich) als letztes und höchstes Ziel des Staats zu betrachten. So neigt schon *Schleiermacher* [2] zu einer solchen verfrühten Synthese hin, indem er

---

1) »Τὸ τί ἐστιν εἰδέναι ταὐτό ἐστι καὶ διὰ τί ἐστιν.« *Aristot.*

2) Vergl. *Schleiermacher:* »Lehre vom Staate«, herausgegeben von *Brandis.* »Über die Begriffe der verschiedenen Staatsformen« (Abhandl. der Berl. Akademie, 1814).

Wesen und Zweck des Staats in den Naturbildungsprocess jetzt (Dienstbarmachung der äusseren Objecte für die menschliche Intelligenz und ihre Zwecke), der ausgeht von der Masse der Menschen als *Einheit* und zwar durch *Volkseigenthümlichkeit* bewirkte Einheit. Diese Offenbarung der Nationalität in Unterwerfung der Natur ist die höchste Bestimmung des staatlichen Lebens. Dagegen bleibt der Mensch selbst in den höchsten Functionen seiner Geisteskraft, in der Wissenschaft, Kunst und Religion ausserhalb des Staats. Diese Definition ist unklar, weil eklektisch; denn die Volksmodalität offenbart sich in allen Sphären gleichmässig und bindet durch ein inneres unsichtbares Band Natürliches und Geistiges zusammen; sie ist gleichsam der Stempel des Ganzen, aber nicht das Ganze selbst, noch die eigentliche Substanz des Staats. Sehr systematisch und scharf ist dagegen *Hegel's* Definition [1]). Als allgemeingültiges Princip setzt er fest, dass der Staat die unmittelbare Wirklichkeit eines einzelnen und natürlich bestimmten Volkes sein müsse. (Philos. des subj. Geistes, III, § 515). Die *hegel'schen* »Volksgeister« sind *organische Totalitäten*. Die *Verfassung* eines Volks macht mit seiner Religion, mit seiner Kunst und Philosophie *eine Substanz*, einen Geist aus; nur mit *dieser* Religion kann *diese* Staatsform vorhanden sein, so wie in diesem Staate nur diese Philosophie und Kunst. (Vergl. Ge-

1) Die Vermuthung liegt nicht fern, dass *Hegel*, so wie er in seiner Aesthetik bei der Definition der Tragödie stets die *Antigone* vor Augen hat, so auch bei der Auffassung des Staats sich durch die klassische Welt hat leiten lassen.

schichtsphilos. S. 57, 66 u. öft.). So wird auch die Religion ein Product des Nationalgeistes und nächste Ursache des Staats.

Der Grund jedoch, weshalb das Nationalitätsprincip auf keine Weise für einen Staat ausschliesslich bindend werden kann, liegt vorzüglich darin, dass die Volksindividualitäten ihrer Natur nach wechseln, und im fortgehenden Assimilationsprocesse eine Menge unfertiger Zustände erzeugen, welche, wenn der Staat ihnen folgen sollte, leicht das Staatsleben überhaupt vernichten würden. *Daher stellt sich der Staat mit Recht als eine geistige Ordnung über der natürlichen* [1]), *und hat, so weit unsere Geschichtskenntniss reicht, dies Recht niemals veräussert.* Damit wird keineswegs behauptet, dass die Nationalitäten keine Rechte an den Staat hätten und ihm gleichgültig sein könnten, sondern nur, dass in ihrer Beschaffenheit nicht das normgebende Princip ruht. Was aber den Einwurf betrifft, dass alle nicht durchaus nationalen Staaten unorganisch seien, so möchten wir dagegen geltend machen, dass von einem höheren Gesichtspunkte aus Dinge organisch erscheinen, die es von einem niederen nicht sind. Unstreitig sind die *geistig* verbindenen Formen der menschlichen Gesellschaft vollkommner und desshalb auch umfassender, als die von Natur gegebenen, welche wir

1) »*Cum ergo dicimus, illud imperium optimum esse, ubi homines concorditer vitam transigunt, vitam humanam intelligo, quae non sola sanguinis circulatione et aliis, quae omnibus animalibus sunt communia, sed quae maxime ratione, vera Mentis virtute et vita definitur.*« *Spinoza, Tractat. Polit. V.* 5.

Nationalitäten nennen. Ist nun aber der Fortschritt alles Lebens, des physischen sowohl wie des geistigen, der, dass die niederen Formen als Bestandtheile in höhere eingehen, welches wir nicht anders als gesetzmässige Entwicklung nennen können[1]), und muss es ferner zugegeben werden, dass Nationalität und Staat sich wie das Specielle dem Universellen, das Natürliche dem Geistigen gegenüberstehen, so kann auch der weniger nationale Typus der nachklassischen Geschichte keineswegs geradezu als Mangelhaftigkeit betrachtet werden, wie es viele neuere Historiker gethan haben, sondern muss bei gesunder Auffassung für den Keim einer höheren Gestaltung gelten. Das dieser Keim sich nicht allenthalben zur Blüthe, geschweige denn zu reifer Frucht entwickelt habe, — wer möchte das bestreiten? Aber es ist eine Sünde gegen den Geist der Geschichte und eine Unkunde der ewigen Entwicklungsgesetze, denen alles Leben folgen muss, die Menschheit von der mühsam errungenen Gemeinsamkeit wieder in den Zustand der Zerstückelung bringen zu wollen.

Das dem staatlichen Leben zu Grunde liegende Princip ist, wie es schon die alten Philosophen darstellten, die Idee des *Gerechten*[2]). Das Gerechte ist,

---

1) *Lamartine (Voyage en Orient, VII, 380): »A mesure que la société se perfectionne, les petites puissances sont absorbées par des plus grandes; les municipalités naissent pour protéger le droit des villes contre l'ascendant décroissant des maisons féodales. Les grandes royautés s'élèvent, qui détruisent à leur tour les privilèges municipaux sans utilité; puis viennent les autres phases sociales, dont les phénomènes sont innombrables et ne nous sont pas encore tous connus.«*

(2 Von neueren Rechtsphilosophen haben vorzüglich *Stahl* (Ge-

wie *Plato* es in seiner Republik so tiefsinnig und schön ausführt, das uns durch die Vernunftbegabung einwohnende Streben nach innerer und äusserer Harmonie: es ist ein Abdruck in unserer Seele von dem ewigen und absoluten Vernunftzusammenhange des Weltalls, welchen in seinen Gesetzen aufzufinden und durch eine sittliche Lebensordnung zu realisiren, der Zweck des Menschen an sich ist. Das Mittel, diesen Endzweck zu erreichen, finden wir nur im Staate. So gewiss alles Sein dem Geiste entsprungen ist, so sicher führt uns die denkende Natur dahin, die äussere Ordnung der Menschen unter einander, das staatliche oder im weiteren Sinne, sociale Sein, nach jenem Princip der Gerechtigkeit fortzubilden. Der Staat ist nicht, so wie er ist, der gegenwärtige Gott, aber doch eine Bethätigung des göttlichen Funkens, der uns zu Theil geworden ist: denn sein organisirendes Princip liegt in der Gerechtigkeit. Dass aber nie in einem Staate die vollkommene Vernunftharmonie da ist, so wie auch der Mensch für sich derselben sich nur zu nähern vermag, erzeugt den ewigen Trieb in uns, weiterzubilden und stets neue Formen zu versuchen, die alle streben, das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen und eine absolute Norm des Gerechten zu finden. Alle geschichtliche Bewegung, alle grossen Umwälzungen im staatlichen Leben, und somit aller Fortschritt beruht auf diesem

---

schichte der Rechtsphilosophie. 2te Aufl. 1847) und *Ahrens* (Naturrecht. 2te Aufl. 1846), freilich in ziemlich verschiedenem Sinne, die *Idee des Gerechten*, als Grundprincip des Staats behandelt.

Streben des Menschengeistes, die Störung der inneren und äusseren Harmonie wieder aufzuheben und Garantien zu gewinnen, welche wenigstens für eine Zeit lang das Gleichgewicht aufrecht erhalten. So war das 15te und 16te Jahrhundert eine Zeit der ungeheursten historischen Arbeit, weil überall den Geistern sich ein tiefer Riss offenbarte zwischen den bestehenden Zuständen und den Forderungen der Vernunft: so ist unser Zeitalter mächtig bewegt, weil das historische und das natürliche Recht weit aus einander klaffen, welche ineinander zu bilden jetzt das wesentliche Streben der europäischen Menschheit ausmacht. Das Erhebende aber im Schauspiel der Weltgeschichte, welches unser Vertrauen auf die menschliche Natur nicht sinken lässt, ist eben dies, dass unaufhörlich und stets lebendiger, stets bewusster dieser Trieb nach einer gerechteren Ordnung der Dinge die Völker ergreift, ja dass niemals das Verlangen danach so entschieden sich hervorgestellt hat, als in unserer Zeit. Weil aber der Geschichtsprocess dies Suchen der Völker nach dem Gerechten und Vernunftgemässen in sich enthält, das Gerechte an sich jedoch nur Eines sein kann, so lässt sich kein anderer historischer Fortschritt denken, als dass die Staatsordnungen diesem gemeinsamen Ziele näher rücken, unter sich mithin eine grössere Übereinstimmung erlangen und zuletzt als natürliche Glieder einer Kette die ganze Menschheit umfassen.

Die Universalität der Idee des Gerechten und ihre Gültigkeit für die Menschheit leidet nicht darunter, dass sie nicht nur von den Nationen, sondern auch fast von allen Individuen verschieden aufgefasst wird. Denn

eben durch das Zusammenarbeiten und das Ineinandergreifen der mannigfachsten Bestrebungen soll die Idee aus der dunkeln Tiefe des instinctmässigen Triebes herausgearbeitet und geläutert in klaren Gebilden dargelegt werden. Was hie oder dort als politisches Recht gilt, kann vom allgemein menschlichen Standpunkte aus Unrecht sein; es wird aber auch keine Stütze länger finden, sobald es aus seinem speciellen Kreise und seiner localen Geltung heraustritt und die Forderungen jener allgemeinen Gerechtigkeit beherrschen, statt sich nach ihnen modificiren will.

Der Staat hat selbst in seiner mangelhaftesten historischen Gestalt niemals den Character einer Rechtsordnung verläugnet und ist stark geworden, sobald er sich auf die Herrschaft des Gesetzes stützte, hingegen schwach, wenn ihm der wahre Sinn für das Gerechte verliess, und damit das Gepräge einer Vernunftordnung schwand. Keine Volksnatur, selbst die allergeduldigste nicht, wird einen Staat ertragen, welcher positiv das Unrecht als sein Princip ausspricht, obgleich eine factische Willkühr lange für Recht gelten kann, wie es z. B. das Mittelalter zeigt. Wenn in den asiatischen Despotien das Volk reines Object der Regierung und willenlos ist, obschon die Vernunft uns sagt, dass die Idee der Gerechtigkeit kaum schwächer ausgeprägt werden kann, so rührt dies daher, weil ihre Staaten Abbilder der Theokratie sind, dem göttlichen Könige aber kein selbständiger Wille gegenübertreten kann. Sie kennen kein anderes Recht. Selbst der wildeste Tyrann sucht den *Schein* des Rechts, weil er weiss, dass die völlige Vernichtung und offene Verspottung des

Glaubens an die Gerechtigkeit der obwaltenden Zustände von den Menschen nie auf die Länge ertragen wird. Wir können nicht anders sagen, als dass derjenige Staat der vollkommenste sein muss, in welchem das Princip der Gerechtigkeit alle Kreise durchdringt und nicht nur die Individuen mit dem Triebe zum harmonischen vernunftgemässen Forthilden begabt, sondern ihnen auch das Recht dazu verleiht. So weit aber ein irdischer Staat von diesem Ideal entfernt ist, und so nothwendig es die Schwäche menschlicher Dinge macht, eine mittelmässige Ordnung einer idealischen, aber kurzen und heftig schwankenden vorzuziehn — ebenso wenig dürfen wir daran zweifeln, dass alles staatliche Leben von dieser Fundamentalidee der Gerechtigkeit ausgeht, und eben darum eins der höchsten menschlichen Vermögen ist, weil sich darin der göttliche Drang des Bildens nach Gesetzen der Vernunft und das Bedürfniss einer sittlichen und sinnigen Anordnung der Verhältnisse ausspricht.

§ 2. *Das nationale Leben im staatlichen.*

Wenn wir dem staatlichen Leben im Allgemeinen eine so hohe Bestimmung zuerkennen, dürfen wir anderseits nicht ausser Acht lassen, dass doch immer der Staat der Menschen willen da ist, und seine Verfügungen zunächst nach ihren Bedürfnissen zu richten hat. Er schliesst sich genau ihren Sitten, Gewohnheiten und Ideen, überhaupt ihrem ganzen Culturgrade an, und muss in dem Masse den Ausdruck einer bestimmten Volksthümlichkeit annehmen, als die zum Staate

verbundene Menschenmenge eine specifische Begabung zeigt, und im Weiterbilden ihres politischen Zustandes eine bestimmte Tendenz verfolgt. Je schärfer dieser individuelle Typus des Staates hervortritt, desto lebendiger, dürfen wir schliessen, ist das Zusammenwirken aller im Volke ruhenden Kräfte gewesen und desto mehr wird auch die Nation festhalten am Staate, als an *ihrem* Staate, den sie mit keinem anderen vertauschen kann, ohne ihr eigenes Wesen aufzugeben. Darin eben liegt der Werth des nationalen Geistes für das staatliche Leben, dass er die Menschen einigt, für gemeinsame Pläne begeistert und den politischen Bund gegen aussen stark macht, dass er das Recht der Persönlichkeit schützt und auf jedes seiner Individuen ein Gefühl der Festigkeit und Selbständigkeit überträgt, welches die blosse Idee der Gerechtigkeit nicht erzeugen kann, weil sie den Meisten zu hoch liegt. Nur bleibt immer zu erwägen, dass eine Nationalität weder sich selbst die höchste Norm noch Selbstzweck sein kann; sondern ihren eigentlichen Werth stets einer höheren Idee, nemlich der Menschheit entlehnt. Niemand zweifelt daran, dass Völker eine stark ausgeprägte Nationalität besitzen können, ohne darum einen hohen Platz in der Weltgeschichte einzunehmen, wie es z. B. bei allen isolirten Nationen der Fall ist, und dass umgekehrt ein Volk bei schwach entwickeltem Nationalsinn dennoch die grossartigste historische Bedeutung erlangen kann, wie wir es den Deutschen der früheren Zeit nachrühmen müssen. Auch stellen wir Rom und Sparta nicht über Athen, obgleich ihr Nationalgeist schärfer und energischer war, sondern preisen und bewundern den Sinn der Athener

hoch vor allen andern Nationen des Alterthums, weil sie das rein Menschliche begriffen, und begeisterte Bildner alles Edlen und Schönen waren. Sie liebten ihr Vaterland und ihre Stammgenossen nicht einzig, weil es eben ihre waren und sie in ihnen das Spiegelbild ihrer Eigenthümlichkeit sahen, sondern weil Athen das Auge Griechenlands, der Sitz freier Bildung und hochherzigen Strebens war, weil sie ihre Nationalität an die erhabensten Ideen knüpften, und auch ausserhalb ihres Staates und Landes des Bewusstsein der geistigen Überlegenheit bewahrten.

Was aber im Ganzen erst die Nationalität für das staatliche Leben fruchtbringend macht, ist die Concentration des Volksgeistes in eine Hauptidee, welche der Zielpunkt das nationalen Strebens wird. Je erhabener diese Idee ist, desto mehr wirkt ein Volk nicht nur für sich, sondern auch für die Menschheit, und ohne das Vorhandensein einer solchen leuchtenden Idee verliert auch die Nationalität ihren Werth. So entflammte die Spartaner das Streben, die Tapfersten und Stärksten unter allen Griechen zu sein, so schwebte den stolzen Römern stets das Ideal einer Nation vor, die der Welt Gesetze schreibt, und liess sie auch im grössten Unglück weder Muth noch Würde verlieren, so begeisterte jeden freigebildeten Athener der Gedanke, in schöner Gestaltung des Lebens und im Schaffen unvergänglicher Werke der Wissenschaft und Kunst den Ruhm seiner Nation zu erhöhen. Der Engländer blickt stolz auf sein Vaterland, weil es ihm der Sitz politischer Tüchtigkeit dünkt und berufen scheint die europäische Cultur auf andere Erdtheile zu

übertragen, der Franzose sieht in seinem Lande den Heerd der Civilisation und erstrebt mit Begeisterung eine sociale Umwandlung der Menschheit; der Deutsche hat in die Tiefe gearbeitet, was andere Völker in der Breite ausführten, und ist mehr als sie, im Reiche der Ideen heimisch: deshalb fasst ihn mit Macht der Gedanke, auch auf Erden stark zu sein und den versäumten politischen Fortschritt einzuholen. Jede Nation findet nach längerer Übung ihrer Kräfte diejenigen Wirkungskreise, für welche sie besonders begabt ist, und gerade Leistungen in solchen Gebieten, welche dem einen Volksgeiste mehr als dem anderen angemessen sind, geben uns das schönste Gepräge der Nationalität, weil wir hierin das Wirken der Natur, den unbewussten und doch so lebendigen Trieb zum Schaffen erkennen. Da nun jedes Volk ohne Zweifel eigenthümliche Vorzüge hat, so entsteht bei regem Culturstreben Aller ein Wetteifer und ein Trachten sich auch die trefflichen Seiten anderer Nationen anzueignen, welches im Ganzen zum Fortschritt in jeder Beziehung unendlich viel beiträgt. Wenn z. B. zwei Nationen sich nahe begrüszen oder in einen Staat vereint sind, so wird das Volk, auf dessen Seite das geistige Übergewicht und die grössere Regsamkeit ist, selbst bei viel geringerer Menschenzahl, das andere in seiner Entwicklung mit sich ziehen; wenn sie aber auf gleicher Stufe stehen, wird gegenseitige Anregung und Aufmunterung niemals ausbleiben. Dass eine solche Anregung nicht immer in Wohlwollen und Freundschaft geschieht, und dass auch die Nationalitäten ihre natürliche Trägheit und Zähigkeit haben, welche sie selbst wider besseres Wissen am Alten

festhangen lässt, ja dass die feindselige Berührung der Volksindividualitäten häufiger ist, als die friedliche, beweist Nichts gegen das nationale Leben und dessen Berechtigung, insofern auf Erden keine Idee, weder menschliche noch göttliche, rein dargestellt wird, sondern auch das Beste dem vielfältigsten Missbrauch ausgesetzt ist.

Die Schattenseite der Nationalität aber ist die Ausartung des volksthümlichen Lebens in Partikularismus, Dünkel und falsches Streben nach Absonderung, welches aus dem natürlichen Egoismus hervorgeht, der allen Sonderbildungen anklebt, und sich nicht nur im Völkerleben zeigt, sondern auch bei künstlich errichteten Vereinen, wie z. B. in Zünften, Corporationen u. s. w. ganz analoge Wirkungen äussert. Mit diesem geräth begreiflicher Weise der Staat, als höheres und allgemeines Princip oft in Conflict, weil sie sich dem Einfluss jener Obermacht zu entziehen streben, und wenn ihnen dies gelingt, eine Zerstückelung der politischen Gesammtheit vorbereiten. Ein Solches pflegt einzutreten, wenn der Staat noch unentwickelt ist, d. h. viele verschiedene Elemente nur äusserlich mit einander verbunden hat, und selbst noch kein bestimmtes Princip besitzt, welches jene divergirenden Bestandtheile geistig einigen kann, oder wenn ein Staat sich historisch ausgelebt hat und zu schwach ist, dem Andrange neuer Einzelbildungen zu widerstehen. Das Letztere ist beim Untergange aller grossen Staaten und namentlich der Weltreiche der Fall gewesen: das Erstere tritt als Krisis auf, welche sich stärker oder schwächer in jedem Staatsleben einstellt und nicht selten die Auflösung des

ganzen Organismus herbeiführt, da aber, wo sie überwunden wird, eine kräftige Entwicklung für die Zukunft sichert.

Für die meisten neueren Staaten ist diese Zeit der Krisis, welche zugleich die eigentliche Schöpferin der Staatsidee zu sein pflegt, im Mittelalter eingetreten, aber nur wenige haben sie recht überwunden, und einzelne, wie z. B. Östreich, Preussen und Dännemark befinden sich, was die Nationalitäten betrifft, theilweise noch jetzt darin. Es ist gewissermassen eine Jugendkrankheit des Staates, welche, je später sie sich entwickelt, desto gefährlicher wird und gar leicht einen nicht auszufüllenden Riss im Gebäude verursacht, wenn der Staat die Nothwendigkeit verkennt, sich neu zu organisiren oder die unvereinbaren Theile loszugeben. Denn sobald die verschiedenen Elemente einer politischen Gesammtheit keinen gemeinsamen geistigen Einigungspunkt finden, sondern mit dem Zweck des Staatslebens ganz abweichende Ideen verbinden, so hat der natürliche Absonderungstrieb, welcher allen Nationalitäten beigegeben ist, eine viel stärkere Macht, als jene politische Ordnung, welche zwar alle Theile geistig durchdringen sollte, aber im Grunde eine mechanische Zusammenfassung geblieben ist.

Man gewahrt im Verlaufe der Geschichte unseres Geschlechts einen fortgehenden Dualismus des natürlich trennenden und social vereinenden Lebens. Will man aber jedes dieser Principien für sich betrachten, so liegt die hauptsächliche Schwierigkeit darin, dass beide nur in der ethnischen Periode von einander getrennt sind, in der geschichtlichen Entwicklung sich

aber immer gegenseitig bedingen. Es kann daher nicht die Alternative scharf hingestellt werden, ob das nationale dem staatlichen Leben vorzuziehen sei, oder umgekehrt, weil das nationale bei den historischen Völkern auch immer zugleich ein staatliches ist, sondern man muss fragen, ob im geschichtlichen Fortschritt die Staatenbildung und ihre ganze innere Organisation sich nur nach den natürlich vorliegenden Volkselementen richten solle, oder ob sie ein höheres Ziel in sich selbst trage, dem gegenüber die Volkseigenthümlichkeiten eine untergeordnete Bedeutung haben. Die Nationalität in ihrer rechten, d. h. geistig durchgebildeten Form schliesst sich zunächst an den inhaltreichen Begriff der *Persönlichkeit*; sie will eine Volkspersönlichkeit darstellen, und so gewiss jedes vollentwickelte Individuum eben als solches nur durch seine Eigenthümlichkeit ist, was es ist, und den Kern seiner Individualität als ein Incommensurables, für sich Berechtigtes erkennt, ebenso sicher ist die Nationalität sich selbst Zweck, und muss den Staat bekämpfen, welcher ihre Rechte antastet. Ferner ist zu erwägen dass die Nationalität, indem sie die Cultur specialisirt, einen bestimmten geistigen Inbegriff erhält, welcher sich gleichsam als die Seele des Volks von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzt und die Continuität der nationalen Entwicklung bewahrt; daher gewissermassen als eine ausser und über den einzelnen Menschen stehende unsichtbare, moralische Macht auftritt, die ihn nährt und erzieht, stützt und trägt, deren Wirken der Einzelne überall innerhalb der Gränzen seines Volkes erblickt und weil er ihr selbst so Vieles verdankt, sie lieben und verehren lernt,

Man fühlt dies gewiss am deutlichsten, wenn man das Gebiet einer fremden Nationalität betritt; denn nicht nur die Natur, die Lebensweise und Sitten findet man verändert, sondern auch das Empfinden, Denken und Handeln der Menschen, die gleichsam von einem anderen Geiste getrieben sind. Es ist mithin klar, dass Staat und Nationalität sich überall in einem Wechselverhältniss des Gebens und Empfangens erhalten müssen und dass auf der rechten Stellung und Wirkung dieser beiden Factoren das Gedeihen des Ganzen beruht. Ein Staat nemlich, der rücksichtslos mit Mitteln der Gewalt den Volksgeist bekämpfen wollte, die Sitten und Neigungen der Nation mit einem Machtspruch zu verändern gedächte, und überall jenes Verhältniss der Gegenseitigkeit nicht anerkennte, würde nicht nur völlig gegen die Klugheit handeln und, so zu sagen, wider sein eignes Fleisch und Blut wüthen, sondern auch nichts weniger erreichen, als sein Ziel, die Darstellung der Idee der Gerechtigkeit, welche Jedem das Seine zu lassen gebietet. Denn der Staat soll zwar nicht die Freiheit schlechthin gewähren, welche mehr an Unordnung als Gesetzmässigkeit gränzt, und sich selbst Lügen straft, indem sie bei ihrer praktischen Durchführung in völlige Unfreiheit ausartet, aber er soll die *Maasse* der Freiheit geben, so weit sich diese mit der Idee der Gerechtigkeit verträgt, und vor allem die Aufrechthaltung dieser Freiheit bewachen, deren Schutz alle Bürger mit Recht von ihm erwarten. Und wer wollte läugnen, dass mein erstes und höchstes Recht, ohne welches keine Freiheit gedacht werden kann, das ist, meine Individualität nicht verläugnen zu müssen?

Die Geschichte zeigt Beispiele in Menge wie schwer sich das gekränkte Volksthum rächt, und noch mehr, wie glücklich ein Staatsleben gedeiht, welches sich mit der Nationalität innig zusammenschliesst, und nicht in abstracten Theorien, sondern in den Herzen der Menschen seine Stütze sucht. Auch ist die Ansicht verwerflich, dass es im Grunde nur menschliche Beschränktheit und einfältige Befangenheit sei, so viel Gewicht auf Sprache, Sitten und Gewohnheiten legen zu wollen, da ihr Werth ein rein subjectiver ist, und namentlich das Festhangen am Alten so oft den Fortschritt hindert. Freilich hat man viel geredet von der Ehrwürdigkeit alter Vorurtheile, womit kein Vernünftiger einverstanden ist, weil ein Irrthum höchstens rührend, nie ehrwürdig werden kann, aber die Nationalität stellt trotz aller Einseitigkeit doch wenigstens diese eine Seite des rein Menschlichen dar, und ist, welches man nie vergessen muss, dem Volke ein geistiges Besitzthum geworden. Dass die überwiegende Zahl der Menschen ungemein befangen ist, mag wahr sein, aber was man von den Königen gefordert hat, dass sie Philosophen sein sollen, wird nie vom Volke verlangt werden. Daher stehe vor Allem fest, dass der Staat als höhere geistige Ordnung weder die Aufgabe, noch das Recht hat, die natürliche Grundlage der Volksthümlichkeiten zu zerstören, sondern, wie es aus dem Verhältniss beider Sphären nothwendig folgt, vielmehr den hohen Beruf in sich trägt, dieselbe zu *vergeistigen* d. h. zur Freiheit und Humanität heranzubilden. Eine andere Staatsmoral giebt es vernünftiger Weise nicht. So schliesst sich das Recht der Individualität mit dem der

Allgemeinheit zusammen, so gewinnen Staat und Nationalität das wahre organische Verhältniss zu einander, und wir entfernen uns nicht vom Leitstern aller tieferen Auffassung des menschlichen Lebens, der ewig dahin deutet, dass nicht die Vernunft des Seins willen, sondern das Sein der Vernunft wegen da ist.

§ 3. *Der Staat, was er gewesen und was er geworden.*

Wenn man sich von der Ergründung der Principien zur Wirklichkeit wendet, darf man nicht erwarten, irgend ein Princip lauter und rein mit beständig gleicher Energie sich entwickeln und die geschichtlichen Ereignisse leiten zu sehen. Alles Irdische ist Mischung und wie man in der Natur kein Element unversetzt für sich findet, so giebt es auch im Wirken der Menschheit weder eine Idee noch eine Streben, das sich von allen Beithaten gesondert in ebenmässigem Flusse fortbewegt hätte. Vielmehr sehen wir die Principien sich tausendfach zerspalten, von anderen durchkreuzt, im Fortschritt gehemmt, hier auftauchen, dort verschwinden, und gerade je höher und umfassender sie sind, unter desto verschiedeneren Formen in den grossen Läuterungsprocess der Weltgeschichte hineingezogen. Den deutlichsten Beleg hierfür giebt uns die Entwicklung der Religionen und Staaten. Die Idee des Gerechten ist selbst nicht ein von Anfang an scharf und bestimmt Wirkendes, sondern hat die ungeheurste Reihe von Veränderungen und Umbildungen durchlaufen, um sich vom natürlichen Instinct zum Gefühl, vom Gefühl zum Be-

wusstsein, vom Bewusstsein zum festen Wollen der Menschen, d. h. bis zum Gesetz hinaufzuarbeiten, und weil sie diesen Höhepunkt nur in wenigen Individuen erreicht, so ist sie, wie die Menschheit selbst, beständigem Wechsel unterworfen, und wird nur mangelhaft realisirt. Dennoch können wir nicht bezweifeln, dass der Staat als Darlegung des Gerechten, in allmäliger Entwicklung Formen erstrebt, welche, indem sie von der äusserlichen Würdigung und dem zufälligen Bestand der Dinge sich an ihren inneren Werth wenden, gehaltreicher und tiefer werden, als die früheren. Ich meine damit, dass der Staat immer mehr den Character eines Vereins von Menschen erhalten wird und muss, in dem die trennenden Schranken, welche Nationalität, Religion, Besitz und Geburt aufgehäuft haben, *wohl als Bedingungen für die Ordnung, nicht aber als diese Ordnung selbst* auftreten. Ihre Umwandlung afficirt mithin nicht das Princip des Staates, da sie als Accidenzien des Menschen, nicht als sein inneres Wesen zu betrachten sind; ihr Werth ist ein relativer und je grossartiger die Vorzeit in Erbauung und Befestigung solcher Schranken war, desto mehr hat die Neuzeit die Aufgabe, die dadurch gekränkte Berechtigung und Würde des Menschen an sich in Wort und That zu verfechten. Verfolgen wir aber den Gang der Geschichte, so sind die Fortschritte zu diesem Ziele hin unverkennbar und das lebendige Bewusstsein desselben muss rege gehalten werden, damit jeder schlechte Partikularismus, jede Reaction zu abgelebten Zuständen, jede Aufführung neuer künstlicher Scheidewände bei Zeiten in ihrem Wesen erfasst und mit Erfolg bekämpft werden könne.

Es ist in der That eine seltsame Neigung im Menschen seine Ideale stets in der Vergangenheit zu suchen, und sich also nicht vorwärts, sondern zurückzusehnen, den traurigen Gedanken einer zunehmenden Verschlechterung mit sich herumzutragen, und durch Träume von verwichenem Glück seine Thatkraft zu lähmen. Zum grossen Theile, glaube ich, liegt die Ursache in der Befangenheit unseres geistigen Blicks, welcher nicht die Mannigfaltigkeit und das Gewirre der Gegenwart zu durchdringen vermag, und sich desshalb lieber mit den ruhigen unwandelbar dastehenden Bildern der Vergangenheit beschäftigt, zum Theil in einer Scheu vor der ungewissen Zukunft, weil wir oft erfahren, dass sie unseren überspannten Erwartungen nicht entspricht. Denn immer bringen wir das Altangewohnte als Maassstab mit und vergleichen das sich neu Entwickelnde, während es noch kraftlos und ohne Fülle ist, mit früheren Erscheinungen, deren ganze Wirksamkeit vor uns da steht. Daraus entspringt Misstrauen gegen alles Gegenwärtige und ein Traumleben in Idealen von Gott weiss welcher trefflichen Vorzeit, welche, wenn sie urplötzlich Gegenwart werden könnte, allen Zauber verlieren würde. So geschieht es, dass man in unseren Tagen wiederholt Anforderungen an den Staat macht, die den Grundlagen unserer Cultur widersprechen, und theilweise sich auch gegenseitig ausschliessen. Ein Staat soll national sein, wie die alten Republiken, er soll eine tüchtige Aristokratie haben, wie England, er soll aber kein Proletariat haben, wie England, u. s. w., u. s. w. Jede Zeit aber leistet nur das Ihre, und es wäre ein blaues Wunder, wenn die unserige alle Vorzüge des Alterthums und des

Mittelalters, die völlig reine Durchbildung der Nationalität und ein ritterliches Heroenthum mit Beibehaltung ihrer jetzigen Eigenthümlichkeiten vereinen könnte, ohne zugleich ihre zahlreichen Aufgaben für die Zukunft zu verkennen oder zu vernachlässigen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, dass mit den veränderten Bedingungen des Lebens und den ungewandelten Ideen der Menschen auch die Aufgabe des Staates eine andere geworden ist. Daher ist in der That Nichts wichtiger, als die drei oft mit einander vermengten Stufen der europäischen Staatsentwicklung, die antik-nationale, die mittelalterlich-feudale und die neu-repräsentative scharf von einander zu trennen, und jede darauf anzusehen, in wie weit sie eine Darstellerin des Gerechten genannt zu werden verdient.

Die nationalen Staaten des Alterthums haben ihre Schönheit und Kraft der Entwicklung des reinen Volksthums zu verdanken. Zwei Dinge sind aber hierbei nicht zu übersehen: nemlich fürs Erste, dass sie auf einen höchst kleinen Raum beschränkt [1]), im Grunde nur isolirte Stadtverfassungen waren, selbst Rom nicht ausgenommen [2]), und zweitens dass die in ihnen so glänzend hervortretende Bildung und Tüchtigkeit ihren materiellen Bedingungen nach auf dem Grunde der

---

1) *Aristot.* Pol VII, 4. untersucht, wie gross ein Staat sein müsse, und findet das Maass da, wo er die Selbstgenügsamkeit (αὐταρχεία) erreicht. Die Bürger sollen alle einander kennen und *einen* Herold hören können.

2) Wie das Municipal- oder Gemeindewesen auch noch später der Grundcharakter der römischen Verfassung blieb, hat *Guizot*, »*Hist. de la civilisat. en Europe*» (Edit. 5ième 1842, p. 43—46) trefflich hervorgehoben.

arbeitenden sklavischen Bevölkerung ruhte. Die freien Bürger waren die Geniessenden, die ganz und allein dem Staate lebten; alle übrigen waren Substrat und Werkzeug. Dieses ist eine wesentliche Bedingung für die eigenthümliche Cultur der antiken Welt, welche bei anderen Begriffen von *Arbeit* und *Menschenrechten* nicht in dem Maasse erreicht wäre[3]). Betrachtet man nun ferner den Inbegriff und die Bestimmung der politischen Tugend des Alterthums, so wird man auch hier eine Exclusivität finden, welche für unsere Verhältnisse gar nicht durchzuführen ist. Aristoteles legt seine Ansichten vom Zwecke des Staates bei weitem vorurtheilsfreier dar, als Plato, welchem in einer Reaction zum national-dorischen Urtypus die Rettung Griechenlands zu liegen schien; aber auch Aristoteles beschränkt das Bürgerthum nur auf diejenigen, deren Hauptberuf Ausbildung der *geistigen* Tüchtigkeit ist. Handwerker und Landbauer sind allerdings für den Staat nöthig, aber kein organischer Bestandtheil desselben[4]). Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob

---

3) Nach einer von *Demetrius Phalereus* verordneten Volkszählung hatte Athen 21,000 Bürger, 10,000 Schutzgenossen und 400,000 Sklaven. In Rom und Sparta waren die Verhältnisse der unteren Bevölkerung noch ungünstiger. Es ist freilich ungerecht, der antiken Welt damit einen Vorwurf machen zu wollen, wie Viele es gethan haben, aber noch falscher, ein Staatsleben, welches auf solchen Grundlagen ruhte, in unserer Zeit für möglich zu halten. Welchen Einfluss aber die materielle Basis, *der veränderte Begriff der Arbeit* und des Bürgerthums auf das neuere Staatsleben geübt haben, braucht nur angedeutet zu werden.

4) Polit. VI', 8, 5: τὸ γὰρ βάναυσον οὐ μετέχει τῆς πόλεως, οὐδ' ἄλλο οὐθὲν γένος ὃ μὴ τῆς ἀρετῆς δη-

es nicht in einer mangelhaften Beobachtung der Menschennatur lag, wenn Aristoteles politische Tugend und gewerbliche Thätigkeit für unvereinbar hielt; wir haben uns nur recht zu verdeutlichen, wie eng und ausschliessend selbst die edelsten und freisinnigsten Männer des Alterthums das Wesen des Staates auffassten. Wo alle Kräfte dergestalt auf einen Punkt zusammengedrängt werden und sich überdies bei reichen geistigen Anlagen isolirt entwickeln, da wird der Staat in Wirklichkeit dem Character eines Kunstwerks von eigenthümlicher Schönheit näher gebracht, denn er stellt sich als das Product oder den unmittelbaren Ausdruck des permanenten Schaffens seiner Individuen dar und erfordert, um diesem Typus getreu zu bleiben, nicht nur die ungetheilte Hingebung der Bürger an seine Interessen, sondern auch ganz besonders die Aufrechthaltung jenes rein aristokratischen Freiheitsprincips. Es leuchtet aber selbst dem Befangenen ein, dass der neue Staat weder soviel von seinen Bürgern fordern, noch geben kann, als der alte, weil wir ganz andere Ansichten vom Wesen der Gerechtigkeit haben, und mit unserer veränderten Weltsanschauung und Civilisation unmöglich jene nationale und politische Ausschliesslichkeit aufrecht erhalten können, in der die Stärke der antiken Staaten lag. Dazu kommt, dass die neueren Staaten in *ihrem Ursprunge nicht Städte, sondern*

μισθοφόρον ἐστιν. Schon allein dieser Umstand, dass sich die handel- und gewerbtreibenden Classen völlig in den Staat hineingearbeitet haben und unentbehrliche Glieder desselben geworden sind, zeigt zur Genüge wie eine Übertragung der antiken Staatsbegriffe auf unsere Zeit völlig unzulässig sind.

Länder waren, mithin nicht ihre Institutionen auf Ortsgemeinschaft basiren konnten, sondern in allmäliger Entwicklung Formen suchen mussten, die einerseits der Beweglichkeit der Individuen das Gegengewicht hielten, wie z. B. Erblichkeit des Königthums, stehende Heere, u. s. w., andrerseits statt des localen Bandes Einigungsmittel moralischer und rechtlicher Art darboten, wie es das Wesen aller Verfassungen ist. Es wird nun freilich wenig Menschen geben, die im Ernst eine Rückkehr zum Alterthum für möglich oder wünschenswerth ansehen, aber desto häufiger findet man solche, welche unfähig den Blick auf das Ganze zu richten, Einzelnes mit Einzelnem vergleichen, und unsere Zeit der klassischen gegenüber sehr tief stellen. Den Reichthum des Inhalts und den wetteifernden Kampf aller Interessen und Beziehungen des menschlichen Lebens möchte man gern mit der antiken Naturwüchsigkeit und einfachen Formschönheit zusammenschmelzen, aber weil dies unmöglich ist, findet man in der Gegenwart nur ein unerfreuliches Gewirr, ein buntes Durcheinander, das dem an Symmetrie gewohnten Auge weh thut, und fühlt sich um so eher befugt, unserer Zeit wahre Organisationskraft abzusprechen, als sie wegen der Stoffülle nur langsam bilden kann, und stets eine Menge unfertiger Zustände darbietet, deren Zukunft ausser unserer Berechnung liegt. Und doch ist es einleuchtend, dass der Weltgeist die alten Formen brechen muss, um sich weitere Bahnen zu suchen und dass ein in der Tiefe arbeitender Inhalt, welcher unter tausend Formen zugleich wirkt, nicht äusserliches Ebenmaass und plastische Schönheit bewahren kann.

§ 4. *Der mittelalterliche und der neue Staat.*

Das Wesen des mittelalterlichen Feudalstaats ist dies, dass er eine grosse Garantie der Freiheit *scheint*, ohne an wahrer Freiheit das Mindeste zu gewähren. Denn fast alle Mittel des heutigen Staatsmechanismus, welche oft so hart angeklagt werden, die Macht des Königsthums, die streng geregelte Verwaltung, der ebenmässige Gang aller Geschäfte, fehlten völlig und nirgends erblickte man eine Gewalt, welche sich ordnend an die Spitze der Verhältnisse gestellt hätte. So konnte sich Alles individuell und selbständig entwickeln, aber es fehlte das höhere Band, diese zahllosen Sonderbildungen auch nur äusserlich zusammenzuhalten. Denn indem jeder einzelne Herr stark war, blieb das Ganze, der Staat, in äusserster Ohnmacht. Wir sehen desshalb jede Erscheinung des Mitlelalters sporadisch, local und zufällig, und mehr im Character einer Ausnahme, als einer Regel auftreten. So wie aber alle Gebiete für sich umzäunt und gleichsam mit Burggräben versehen waren, Städte und Klöster, Zünfte und Innungen, Orden und Corporationen, verharrte ein jedes hartnäckig in seinem Sneckenhause, und spreizte sich mit Selbsthülfe, ohne zu ahnen, welch' ungeheure Macht in der Gemeinschaftlichkeit und der freien Hingebung an eine leitende Idee verborgen sei. In solchen Zeitperioden, wo die allgemeine Bildung noch schwach ist, wird der Individualismus, so trefflich er sonst sein mag, zum verwwerflichsten Egoismus und alle Föderationen, wie z. B. die unzähligen Vereine zum Schutz und Trutz unter Fürsten oder Vasallen oder Städten, können nur höchst be-

schränkte Zwecke verfolgen und zerfallen unter sich, wo der Eigennutz sie nicht mehr zusammenhält. Alles aber was sich noch vom Mittelalter her unter uns erhalten hat, die Trümmer von Feudalaristokratie und Hierarchie, das Zunft- und Bündlerwesen, das kastenartige Absperren der Stände, der scholastische Dogmatismus in der Wissenschaft, die religiöse Intoleranz, — alles dieses offenbart jenen zähen Geist der Partikularität, dessen Kraft in der Beschränktheit liegt, und der in thörichter Selbstgenügsamkeit sich dem Strome der Zeit entgegenstemmt, um desto sichrer in den Fluthen begraben zu werden. Betrachten wir nun die innere Beschaffenheit des mittelalterlichen Staats, so gewahren wir nur das äusserliche Nebeneinander unzähliger kleiner Tyrannen, welche sowohl das Volk, wie den Repräsentanten einer Obenmacht, den König in beständiger Abhängigkeit erhielten und jegliche dauerhafte Ordnung unmöglich machten. Gewiss konnte das Mittelalter sich ebenso wenig einen Staatsorganismus vorstellen, in welchem alle Theile einem gemeinsamen Princip unterworfen sind, als wir jetzt eine klare Idee davon haben, auf welche Weise die verschiedenen Nationalitäten in den Begriff der Menschheit aufgehen werden. Vorläufig hält Jeder an dem Seinen fest und lässt die Zeit für das Übrige sorgen: so liegt es in der Natur und wird wohl nie anders werden; aber die Mächte, welche die Geschichte lenken, suchen Wege, auf denen unser Auge nicht zu folgen vermag. Gerade aus dem Übermass der Zerstückelung musste im Mittelalter die Schwäche aller Theile und daraus die Nothwendigkeit grösserer Gesammtbildungen hervorgehen. Die Theilung des Territoriums war inso-

fern die Grundlage der Verfassungen, als an den Landbesitz alle öffentlichen und privaten Rechte geknüpft waren, und dieser Stand des Feudaladels in Verein mit den Prälaten waren die Inhaber und Verwalter der Staatsangelegenheiten. Es lag aber in der Natur der Sache, dass sie ihre Interessen mit denen des Staates identificirten, Alles unter dem Gesichtspunkt des Privatbesitzes auffassten, und um so mehr die unfreie Bevölkerung in Knechtschaft und Rechtlosigkeit erhielten, als sie selbst nur auf Befestigung ihrer Vorrechte bedacht waren. Allerdings möchte man die alten Landtage der Notabeln für ein wirkliches Organ des Staatskörpers halten, weil durch sie die sogenannten Freiheiten der Landschaften und Stände gewahrt wurden, und ihnen das Recht der Steuerbewilligung zustand, aber man erkennt an ihrer Geschichte offenbar, dass sie dem Volke im weiteren Sinne stets gleichgültig waren und desshalb ausser Gebrauch kamen, sobald die Macht der privilegirten Classen sank. Unter anderen Umständen hätten sie den Mittelpunkt abgeben können, um welchen sich die vielfach zerrissenen socialen Elemente Europas in eine bestimmte Form gesammelt hätten, aber England ausgenommen, gelang dies nirgends [1]). Diejenige Form, unter welcher das Mittelalter die Idee der Gerechtigkeit ausbildete, war die der »Freiheiten oder Privilegien», vielleicht die mangelhafteste von allen.

1) Vergl. *Guizot Hist. de la Civit. Europ.* p. 306 — 311, wo die politische Bedeutung der mittelalterlichen Stände auseinandergesetzt wird. Wenig Historiker haben den Unterschied des mittelalterlichen und neuen Staates mit solcher Schärfe und Klarheit aufgefasst, wie er.

Denn sie lässt die Gerechtigkeit als etwas Zufälliges, nach individuellem Belieben Wandelbares erscheinen, und nimmt damit der Idee ihre wesentliche Kraft, ein Vernunftgesetz für Alle zu sein.

Der Fortschritt nun zum neuen Staat beruhte auf folgenden zwei Bedingungen. Es musste zuerst dem Feudalismus ein Extrem gegenübertreten, stark genug, um die Macht der vielen Sonderwillen zu brechen, welche sich nun einmal zu Vertretern der Gesammtheit untauglich erwiesen hatten, nemlich die Macht des souverainen Königthums. Sodann war aber eine Umwandlung der Lage des Volks und namentlich auch eine innere Umwälzung der menschlichen Ideen vom Gerechten und dem Zweck der politischen Gemeinschaft überhaupt nöthig. Das Volk, als Stand der Arbeit und Intelligenz, der durch eine eigne Tüchtigkeit Freien, und das Königthum, als die verkörperte Macht des Allgemeinen: dies sind die beiden Factoren des neuen Staats deren wahre Stärke im Wesentlichen auf denselben Bedingungen ruht. Wie nun jene Umwälzungen im Reiche der Geister und nicht minder in den Verhältnissen der Staaten vor sich gingen, ist bekannt genug. Überall gewahrte man das lebendigste Streben, der Finsterniss und Unordnung des Mittelalters zu entfliehen, von den Freiheiten zur Freiheit zu gelangen, und um jeden Preis dauerhaftere, mit dem Wohle der Gesammtheit verträgliche Zustände zu erringen. Es ist daher nicht zu verkennen, wie Grosses das erstarkende Königthum für die Fortbildung des politischen und socialen Lebens in Europa geleistet hat, und dass selbst, wo die souverainen Fürsten sich später wieder dem Adel anschlossen,

oder mit der Macht der Feudalaristokratie zugleich die Grundlagen der Volksfreiheit vernichteten, dennoch eine glücklichere Zeit eintrat, als die verflossene mittelalterliche. Denn allmälig wuchs der Rechtsschutz und die allgemeine Sicherheit, in den Städten erblüthen neben den Gewerben auch die Künste und Wissenschaften, durch den Handel kamen die Völker, durch die grosse Erfindung der Buchdruckerkunst die Geister in Verkehr, und es ward ein innerer Zusammenhang des Staatlebens möglich, wie man ihn früher nicht gekannt hatte. Man darf sich freilich die Sache nicht so verstellen, als ob die Könige nur den Absolutismus erstrebt hätten, um zur Macht zu gelangen, dem Volke seine gebührende Stellung im Staate zu verschaffen; vielmehr trug das dynastische Princip nicht wenig Selbstsucht in sich, und bekämpfte wesentlich nur die unruhstiftenden Grossen, um selbst allein zu herrschen, aber die geschichtlichen Folgen dieser Veränderung waren für den Staat an sich im höchsten Grade wohlthätig, und führten, was die Hauptsache ist, zu einem gegenseitigen Verständnisse der Könige und ihrer Völker. Wohin wir in der Geschichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts blicken, gewahren wir diesen Kampf des souveränen Königthums mit dem bisher allein gebietenden Feudaladel, welchen durch Handfesten und seine Wahlrechte die Befugnisse der Fürsten nach seinen Interessen abzuwägen gewohnt war. Es musste sich erst ein fester Punkt bilden, an welchen sich die fernere Entwicklung des politischen Lebens anschliessen konnte und zwar ein Punkt, der mächtig genug war, alle übrigen Theile nach seinem Willen zu lenken. So kam es,

dass die absolutistischen Bemühungen auf dem Festlande trefflich gelangen. In Frankreich schuf *Ludwig* 14. nicht nur einen Staat, sondern auch ein für die Nationallehre begeistertes Volk, in Dänemark übertrug das Volk vertrauensvoll *Friedrich* 3. die Alleinherrschaft zum Schutz gegen die Aristokratie, welche Jahrhunderte hindurch das Land ausgesogen und die Staatsmacht so zu sagen annullirt hatte; in Preussen stabilirte *Fr. Wilhelm* 1. nach seinen eigenen Worten die Souverainität wie einen *Rocher* von *Bronze* und zwang mit starker Hand die widerstrebenden Elemente zur Einigkeit. Von diesem Standpunkt des Kampfes gegen das feudale Mittelalter muss man die dynastischen Bestrebungen jener Zeit betrachten, wenn es um historische Gerechtigkeit zu thun ist, und darf nicht verlangen, dass sie augenblicklich mit der Volksfreiheit einen Bund machen sollen; genug dass sie den wesentlichsten Gegner derselben zu schwächen suchten. Selbst das vielvertraute Buch von *Machiavelli* über den Fürsten verfolgt im Ganzen nur diese Richtung, indem es auf dem Grundsatz gebaut ist, dass die Grossen nicht allein zu herrschen, sondern auch zu drücken begehren, das Volk aber zufrieden ist, nicht gedrückt zu werden, weshalb ein König alle Klugheit anwenden soll, um sich der rivalisirenden Aristokraten zu entledigen und das Volk an sich zu fesseln. Ebenso einleuchtend ist es aber, dass das Königsthum selbst, den mittelalterlichen Rechtsanschauungen entsprungen, und noch grossentheils mit dem feudalen Character den es so lange getragen hatte behaftet, nicht auf jenem Punkte des dynastischen Absolutismus stehen bleiben konnte, sondern wie alle

Staatsformen der Entwickelung bedurfte, und verschiedene Phasen durchzugehen hatte. Die feudalen Anschauungen nemlich vom Staate als einem Privatbesitz der Regenten, vom Verhältniss der Königsmacht als einer *patria potestas* gegen die Unterthanen, und von der absoluten Rechtslosigkeit der Staatsbürger gegen ihren Souverain, welche Lehren noch durch die theokratische Zuthat von der göttlichen Heiligkeit des Königthums verstärkt wurden — sie alle gehören ihrer Quelle nach dem Mittelalter an und sind Analogien des Verhältnisses, in welchem der Lehnsherr zu seinen Untergebenenen stand. Dieser neue Feudalismus in Gestalt des Königthums, nicht das Königthum selbst ist es, welches im 17ten und 18ten Jahrhundert vorzüglich in England und Frankreich bekämpft wurde und fallen musste, weil es nicht seine Bestimmung begriff, ganz der Neuzeit anzugehören und die Sache des Volks gegen seine Unterdrücker zu führen. Dass in den übrigen Ländern Europas nicht ähnliche Bewegungen erfolgten, obschon die Staatsentwicklung überall so ziemlich gleichen Schritt gehalten hatte, lag theils in den verschiedenen Volkscharacteren, theils in der milderen und gerechteren Herrschaft der meisten Fürsten. Aber obschon jene beiden denkwürdigen Revolutionen von 1649 und 1789 nicht bloss politische Veränderungen hervorriefen, sondern mit einer grossen Umwandlung in allen Anschauungen vom Staatsleben zugleich die Erkenntniss brachten, dass einer entfesselten Demokratie die Tyrannis folge und dass mit jenen rationellen Deductionen von ursprünglichen Verträgen, den unbegränzten Freiheitsrechten jedes Einzelnen, der natürlichen Gleichheit Aller,

der absoluten Souverainetät des Volks, kein Neubau begründet werden könne, so war doch in den Herzen der Menschen das Bestreben rege geworden, die mit Schrecken erkannte Kluft zwischen dem natürlichen und historischen Rechte auszufüllen. Die historisch überkommenen und durch ihr Alter befestigten Zustände enthalten überall vieles, welches den Anforderungen der nach Gerechtigkeit strebenden Vernunft widerspricht, und doch sind die Grundlagen der Staaten mit diesen historischen Rechten eng verwachsen, so dass sie daran ihrer Selbsterhaltung willen festhalten müssen, insoweit aus einer zu raschen Umbildung nur Anarchie hervorgehen würde. Es kömmt daher für die Lösung dieses Dilemmas, in welchem unsere Zeit sich jetzt befindet vorzüglich darauf an, zu wissen, welche Zustände zunächst einer Umwandlung bedürfen, um zu einer gerechteren Ordnung des Staatslebens zu gelangen. Hier sind freilich die Meinungen sehr getheilt und müssen es sein, nicht nur wegen der verschiedenen Begriffe vom Staatszwecke überhaupt, sondern auch weil die Verhältnisse der einzelnen Staaten so mancherlei Abweichendes haben, aber es zeigen sich doch gemeinschaftliche Tendenzen und durchgehende Richtungen im Völkerleben, welche einen Maassstab abgeben für die zum Bedürfniss gewordenen Umbildungen.. Das Streben nach nationaler Einheit und Selbständigkeit im Gegensatz zur mittelalterlichen Zersplitterung der Völker und zur fortgesetzten Theilung derselben in der Periode des Absolutismus muss hier zuerst in Betracht kommen. Das Resultat der ganzen nachklassischen Geschichte ist die Gemeinsamkeit der Entwicklung aller europäischen Staaten

und Nationen. Diese wird durch die volksthümlichen Trennungen nicht aufgehoben werden können: nur die entwürdigende Herrschaft eines Volks über das andere, welche stets Hass und Feindschaft erzeugen muss, wird als der Idee der Freiheit widersprechend aufgegeben werden müssen. Ein Verein selbständiger und freier Völker wird eine höhere und tüchtigere Gemeinschaft Aller zu Wege bringen, als die Gewaltherschaft der Stärkeren über die Schwachen. Sobald aber dies Princip als gültig ausgesprochen wird, müssen Garantien der Selbständigkeit Aller in das europäische Völkerrecht aufgenommen werden. Denn auf die Gerechtigkeit der Nationen gegen einander kann man nicht bauen; vielmehr giebt das nationale Princip, wenn es allein herrscht, dem Egoismus und Ehrgeiz die reichste Nahrung, und wird stets von Neuem der Anlass zum Kampfe. Was vom Einzelnen gilt, und in der Natur begründet liegt, dass der Mensch mehr der Leidenschaft als Vernunft folgt, und Jeder lieber herrschen als beherrscht werden will, gilt in noch weit höherem Maasse von den Völkern, als Massen. Das nationale Leben muss der Sammel- und Stützpunkt nach innen, niemals der Grund gewaltsamer Erweiterungen nach aussen werden. Ob aber alle diese Gefahren, welche das nationale Princip mit sich führt, in Zukunft vermieden werden können, muss die Zeit lehren.

Ein Zweites ist die Umwandlung der Verfassungen. Die Administrativ- und Polizeistaaten, das höchste Product, wozu es der Absolutismus bringen konnte, müssen der freien bürgerlichen Gemeinschaft weichen. Was von Republiken in Europa erwartet werden kann, liegt

völlig ausserhalb unserer Berechnung; so viel ist gewiss, dass diese Staatsform auf grosse Nationen übertragen einen sehr hohen Grad der Civilisation und politischer Mässigung voraussetzt, um nicht in ihr Extrem, die Tyrannis, überzugehen. Bisher hat sich das Streben der meisten europäischen Völker auf die constitutionelle Monarchie gerichtet, und schwerlich wird eine Nation, ohne an ihrer inneren Entwicklung Schaden zu nehmen, den Sprung vom Absolutismus (der durch *berathende* Stände im Grunde nur noch drückender ward) zur vollendeten Republik machen. Mit Recht aber geht die Jetztzeit, durch Schaden klug geworden, mit Eifer darauf aus, allen Reaction zu mittelalterlichen Zuständen vorzubeugen. Die Periode der versuchten Restauration der Adelsmacht ist noch in Aller Angedenken. Doch auch Beförderer der Volksfreiheit suchten, um die Königsmacht zu binden, das feudale Gegengewicht des Adels im Zweikammersystem hervor. Wir erinnern an *Dahlmanns* Politik und an die historische Schule. Die französische Revolution betrachtete man als einen Kampf gegen den Absolutismus, da es doch nur das grausige, rechtlose Mittelalter und mit ihm auch die feudale Gestalt des Königthums zu stürzen galt; das Glück des Völker wollte man mit Institutionen begründen, welche aus der Periode ihrer grössten Schmach und Erniedrigung herstammten. Unsere Staatsübel datiren alle nachweisbar aus der Machtperiode der Feudalaristokratie, und die Völker haben Jahrhunderte in Blut und Finsterniss gewandelt um diesem Zustande zu entrinnen; dennoch suchte man die alten Massstäbe wieder hervor, und glaubte mit sogenannten »zeitgemässen

Reformen« derselben alle Übel heilen zu können. Man hat freilich gesagt, so erfordre es die *historische Continuität* [1]), und nur durch eine Reklamation und Wiederbelebung der alten Rechte könne eine gesunde Staatsentwicklung ermöglicht werden — aber bei aller Achtung vor dem historischen Rechte ist es doch nicht schwer einzusehen, dass nur eine Organisation nach dem jetzigen Bestande der Bildung und des Werthes der socialen Elemente wirklich den Übelständen abhelfen kann, welche durch die ständischen Institutionen geheilt werden sollen. Diese Übel liegen darin, dass seit vielen Jahrhunderten nur einige Glieder des Staatskörpers belebt gewesen sind, und dadurch theils sich selbst der durch den organischen Zusammenhang mit dem Ganzen bedingten Regeneration entzogen haben, theils die übrigen Theile in Bewegungslosigkeit und willenloser Dienstbarkeit gehalten haben. Allenthalben erkennt man die Nothwendigkeit »einer organischeren Gestaltung,« aber worin anders kann diese bestehen, als jene beschränkten Anschauungen von der alleinigen Gültigkeit des historisch Überkommenen aufzugeben, und eine wahre Vertretung *aller* Stände sowie eine *gemeinsame* politische Thätigkeit derselben zu erstreben? Eine solche ist nicht historisch überkommen, weshalb sie mit »Wiederbelebungsversuchen« nicht erreicht wird; einzig und allein die Idee der Gerechtigkeit macht diese Anforderung, und verweist uns auf die Zukunft, nicht auf

1) Ein vielbeliebter Name für alles Reactionaire, der vorzüglich durch die sogenannte historische Schule üblich wurde, und namentlich in Preussen eine grosse Rolle gespielt hat.

die Vergangenheit. Die Vergangenheit hat das Glück unter die Menschen launenhaft, um nicht zu sagen ungerecht vertheilt und diese Vertheilung durch fast tausendjährige Dauer sanctionirt: sie hat nur Herren und Knechte, müssige Geniesser und darbende Arbeiter gekannt, sie hat die Erdscholle, den Grundbesitz, und nicht den Menschen als das hingestellt, was im Staate vertreten werden soll, sie hat endlich den grössten Theil der Bürger von aller politischen Thätigkeit ausgeschlossen — lauter Dinge, die das Gleichgewicht der Vernunft stören und von der Zukunft eine Ausgleichung erwarten. Es kann niemals verlangt werden, dass ein Staat die in ihm ruhenden Elemente verläugnen solle, wie es geschähe, wenn der Theorie zu Liebe entweder die Aristokratie oder das Volk fast ausschliesslich mit politischen Rechten begabt würde; auch die vollkommene Mischung und Nivellirung der socialen Elemente gehört in die Reihe philanthropischer Träume, abgesehen davon, dass sie gar nicht wünschenswerth ist, aber sie müssen Berührungspunkte haben, um auf einander einwirken zu können, damit kein Theil sich kastenartig verhärte, sondern alle sich als Organe eines Körpers fühlen. Die Repräsentativ-Verfassung ist darum die moderne, weil sie auf dem Gedanken beruht, dass die lokalen und partikulären Interessen jeder Art nicht für sich ihre Wege gehen können, sondern eines Sammelpunktes bedürfen, um die speciellen und allgemeinen Bedürfnisse in Einklang zu bringen. Wir dürfen billigerweise kein Gewicht darauf legen, dass die *Form* derselben allein unserer Zeit angehöre, denn ihr wesentlicher Vorzug liegt eben nur darin, dass sie die exklusive Staatsauffassung des

Alterthums und die Kastenherrschaft des Mittelalters unmöglich macht, kurz die socialen Elemente bindet und so viel thunlich auf ein Ziel hinlenkt.

So steht der Staat da mit einem unendlich viel reicheren Inhalte, mit umfassenderen Formen und einer universelleren Aufgabe, als jemals früher. Was er aber geworden ist, ist er durch die Bewältigung des Partikularismus geworden, und alle Zukunft des politischen Lebens beruht auf einem fortgesetzten Siege über die Engherzigkeit des reactionairen Individualismus, welcher sich von jeher in der Geschichte unter tausend verschiedenen Formen gegen die Macht der Allgemeinheit aufgelehnt hat.

§ 6. *Die Fragen der Gegenwart.*

Was die Geschichte in 18. Jahrhunderten hat erreichen wollen und in vielen Beziehungen schon erreicht hat, ist ein europäisches Gesammtleben, gebaut auf gemeinsamen Culturgrundlagen. Wie stark dieser Zug nach einheitlicher Entwicklung ist, hat sich nicht deutlicher offenbart, als in den grossen Ereignissen nach der französischen Revolution dieses Jahres. Denn was zuerst nur ein Regierungswechsel in Frankreich schien, hat bald einen so allgemeinen Charakter angenommen, dass die ganze sich über Europa hinerstreckende Bewegung jetzt klar als ein Sieg der Völkerfreiheit über die dynastische Reactionspolitik seit 1815 dasteht.

Diese mächtige Erschütterung unsres Erdtheils hat auch die grosse Zahl nationaler Zerwürfnisse, welche namentlich in allen Deutschland umgebenden Ländern

seit längerer Zeit die Gemüther vereinigt haben, ihrer endlichen Entscheidung näher gebracht. Was in früheren Zeiten an der Naturgrundlage der Staaten verschoben und vernichtet ist, wo sich im Laufe der Jahrhunderte durch die Ungunst der Culturverhältnisse eine Volksschicht drückend und herrschsüchtig über die andere hingelagert hat, wo in Grenzländern Nationalitäten sich feindselig gegenübertreten und mit einander ringen — da überall wird jetzt die Einführung eines gerechteren Zustandes, als des früher bestehenden und nur durch Tyrannei aufrecht erhaltenen, angestrebt. Und gepriesen seien die Franzosen, die Vorkämpfer der europäischen Geschichte, dass sie als Beschützer der schwächeren Völker, als Abwehrer jeder Gewaltherrschaft und Feinde jedes raubsüchtigen National-Egoismus aufgetreten sind. Denn so lange der Grad der Völkerbildung kein höherer ist, als dass zwei Nationalitäten nicht in einem Lande und einem Staate leben können, ohne dass eine die andere zu überwältigen und zu knechten strebt, wird es eine unabweisliche Forderung der Gerechtigkeit bleiben, die kleineren Nationen wider die grösseren zu stärken, sie gegen die Gier der Mächtigen zu schirmen und alle Bestrebungen einer Gewaltherrschaft zu paralysiren.

Der Geist des Wohlwollens und der Liebe, welchen der über allen Nationalitäten erhabene Priester der Menschheit, *Lamartine*, den Völkern predigt, wohnt nicht in ihnen; sie reden viel von christlichen Grundideen, denen ihr Staatsleben folgen soll, aber sie üben meistens die Politik, welche der Vortheil sie lehrt. Doch gehen wir einen Schritt zurück in der Geschichte,

zum Ursprunge der nationalen Bewegungen dieses Jahrhunderts in Europa. Ihre Quellen sind verschiedene. Der äussere Anlass war die erste französische Revolution, und die versuchte Entnationalisirung vieler Völker durch Napoleon; der innere Grund lag in der Zersplitterung vieler Volksgesammtheiten durch den Feudalismus und Absolutismus, der seit dem Mittelalter eine mehr und mehr erstarkende selbständige Entwicklung der Völker gegenübertrat, welche jene unheilvolle Trennung des naturgemäss Zusammengehörigen um so fühlbarer machte, und eine neue gesundere Ordnung der Dinge erforderte.

Es ist im Vorhergehenden wiederholt hervorgehoben, dass das Characteristische der europäischen Völkerstämme im Gegensatz zum Wesen des Orients der *Individualismus* d. h. die Ausbildung des Einzelnen auf Grundlage der natürlichen Begabung ist. Mit der Herrschaft des Christenthums war die absolute Geltung des Natürlichen und Vereinzelten im Leben der Menschen unter sich, wie der Völker gebrochen: aber nicht das reine Erfassen der christlichen Idee verband sie in Liebe, sondern die gewaltige Macht der römischen Kirche zwängte sie zusammen. Als diese fiel, trat zwar der Staat in grösserer Selbständigkeit hervor, aber dem Volksinhalte nach wesentlich noch feudalistisch d. h. ohne von der Nationalität afficirt werden, und ohne das mittelalterliche Drucksystem der öberen Stände auf die unteren aufzuheben. Nach diesen beiden Seiten hin musste die Entwicklung fortgehen, und nur in dem Maasse, wie beiden Genüge geschehen ist, sind die

europäischen Staaten zu dauerhaften und gesunden Formen gelangt.

Die *sociale* Entwicklung Europas d. h. die fortschreitende Vervollkommnung der Verfassungen und das Streben nach Gleichheit der Stände, wo also allen Völkern ein gemeinsames Ziel vorliegt, steht als höhere Macht über den Bemühungen der Volksthümlichkeiten, den Staat auf die Naturgrundlage zurückzuführen. So wie jeder einzelne Mensch Fähigkeiten und Triebe hat, welche ihn theils zur individuellen Selbständigkeit anhalten, theils sich als geselliges, die Gemeinschaft Anderer suchendes Wesen fühlen lassen, ebenso liegt in der ganzen Menschheit auf der einen Seite das Streben, die natürliche Geschiedenheit, welche sich in den Nationalitäten ausprägt, zu bewahren, andererseits den Forderungen des Gattungslebens, der geistigen Gemeinsamkeit, zu folgen. Dieser Dualismus begleitet uns überall; er hat seinen tiefsten Grund im Plane der Geschichte, der Menschheit durch selbsthätige innere Arbeit stets reicheren Inhalt zu gewähren. Denn alles Leben muss sich durch Gegensätze bewegen und erhalten. Wenn meiner Anschauung nach sich Staat und Volksthümlichkeit als zur Seite stehende Formen des Vernunft- und Naturlebens in der Menschheit verhalten, und die ganze Geschichte dergestalt ihre Wechselwirkung offenbart, dass die leitende Macht immer entschiedener und klarer dem Vernunftleben anheimfällt, welches gemeinsame Thätigkeit aller Völker anstrebt, so kann ich zwar die nationalen Bemühungen unserer Ziel nicht ganz so hoch stellen, wie es von vielen Seiten her üblich ist, verkenne aber keineswegs

ihren Werth und ihre Nothwendigkeit für das Einzelne wie für das Ganze. Die Natur ist uns nicht gegeben, damit der Geist ihr entrinne, sondern dass er sich mit ihr zusammenfinde, sie erkenne und einem höheren Ziele entgegenbilde.

Es ist oft gesagt, dass jedes Volk in der Geschichte seine besondere Mission habe. Schwer ist es, diese bestimmt anzugeben, zumal bei den noch geschichtlich thätigen Nationen; über Griechen und Römer lässt sich schon eher aburtheilen. Doch tritt uns das geheimnissvolle Walten jener Macht, welche die Völker führt, oft plötzlich in einzelnen grossen Ereignissen vor's Auge und lässt uns einen Blick ins Verborgene thun. So hat sich jetzt ganz Europa nach Frankreich gewandt und staunt selbst über die beispiellose Veränderung, welche die Stiftung einer französischen Republik in unserem Erdtheile hervorgerufen hat. Die französische Nation ist mehr wie irgend eine andere geeignet, und deshalb auch bestimmt, ein Vorbild des Gattungslebens der Menschheit zu geben, und sie über den nationalen sowohl wie den politischen Individualismus hinauszuführen: sie hat von allen Nationen zuerst »die Brüderschaft der Völker« proclamirt. Vor einem Jahre war's nicht selten, dass der Deutsche über die *fraternité* lachte, oder weil sie von Frankreich kam, aus nationaler Antipathie zurückwies; man wollte sich seine Gründlichkeit und ureigne, specifisch deutsche Entwicklung reserviren. Ebenso galt fast überall in Deutschland der Socialismus (selbst in seiner edelen Gestalt, wie er von *Louis Blanc* und *Lamartine* vertreten ward) für etwas Unhaltbares und Unfruchtbares, namentlich für

etwas Ungründliches; die *sociabilité*, die innerste Eigenthümlichkeit des französischen Volks; für Seichtigkeit und Mangel an Persönlichkeit. Wie viele tausend grundgelehrte Schriften haben nicht Frankreichs Schwächen hervorgesucht, und wie glaubte man nicht im Geheimen, auf der Bahn des historischen Individualismus, welcher allerdings dem deutschen Volkscharacter mehr angemessen ist, viel sicherer und glücklicher zu sein? Doch die Frucht der Geschichte reift in der Stille; was die That bewiesen hat, wirft selbst die gründlichsten Zweifel über den Haufen. Wir sehen ein *sociales* Frankreich, eine Nation getragen von *einer* Idee der Verbrüderung und Gleichheit, ein Volk, welches in seiner Brust den Beruf fühlt, diese Grundsätze für die Welt fruchtbar zu machen [1]). Es ist hier das Princip einer neuen Geschichtsperiode für Europa aufgetaucht: »Freiheit und Friede den Völkern, Gleichheit und Liebe unter den Menschen!« So sollen wir das Christenthum verstehen, wie *Lamartine* es verstanden hat!

1) *Guizot (Civilis. fur. p. 4.*: »*Il ne faut flatter personne, pas même son pays; cependant je crois qu'on peut dire sans flatterie que la France a été le centre, le foyer de la civilisation de l'Europe. Il n'est presque aucune grande idée, aucun grand principe de civilisation qui, pour se répandre partout, n'ait passé d'abord par la France. Lors donc qu'on veut étudier l'histoire de ce grand fait, ce n'est point un choix arbitraire ni de convention que de prendre la France pour centre de cette étude; c'est au contraire se placer, en quelque sorte, au coeur de la civilisation elle-même.*« Andere Völker z. B. die Deutschen legen sich dasselbe bei, aber mit weniger Recht. Jede Nation betrachtet die Welt vom Mittelpunkt ihrer selbst aus, aber nicht jede ist wirklich zugleich Mittelpunkt für Andere.

So unzweifelhaft und unerschütterlich mir der Glaube an ein sich entwickelndes Gattungsleben in der Menschheit ist, — weil ich sonst keine Vernunft in der Geschichte finden kann —, so gewiss scheint mir mit den letzten europäischen Umwälzungen der falsche historische Individualismus zu Grabe zu gehen, und eine neue Epoche, die *des vereinigten Völkerlebens* sich vorzubereiten. Das Princip der Gleichheit und Verbrüderung ist neu, den meisten Völkern unbekannt, wird unzählige Kämpfe bestehen müssen, Reaction auf Reaction zu bewältigen haben, aber ich zweifle nicht, dass es unsere ganze Weltanschauung umgestalten wird.

In welchem Verhältnisse stehen die nationalen Bestrebungen hierzu? Man würde sehr voreilig sagen, sie müssen aufgegeben werden; nein, sie müssen zu Ende geführt werden, und zu einem *gerechten* Ende, damit nicht Völkerzwist und nationaler Hass immer neue Nahrung finde. Das neugeschaffene Europa will keinen herzermattenden, schläfrigen Kosmopolitismus, sondern Geltung der Völker ohne Unterschied in ihrer Selbständigkeit und Freiheit, einen Frieden, der jeder Nation giebt, was ihr zukommt, damit nicht die rohe Macht des Stärkeren hinfort ihr Spiel treibe.

Was ist aber Gerechtigkeit? — eine Frage ähnlich jener: was ist Wahrheit? Man findet sie am sichersten, wenn man sich auf Seiten der Schwächeren stellt [1]). Im Laufe der Jahrhunderte sind unzählige Bedrückungen und Ungerechtigkeiten eines Volks gegen das andere

---

[1]) »Ἀεὶ γὰρ ζητοῦσι τὸ ἴσον καὶ τὸ δίκαιον οἱ ἥττους, οἱ δὲ κρατοῦντες οὐδὲν φροντίζουσιν.« *Aristot. Polit.*

vorgekommen; der Augenblick ist da, wo sie zurückgenommen und aufgehoben werden müssen. Zur Ehre der Menschheit muss man sagen, dass diesem Ziele eifrig nachgestrebt wird; Italien, Dänemark, Böhmen, Polen geben davon Zeugniss. Es ist in der That ein merkwürdiges Verhältniss, in welches Deutschland zu den meisten Grenzvölkern gerathen ist. Innerlich nicht consolidirt, aber durch Bildung und das Gebiet seiner schönen Sprache überlegen, hat es zu seinem Symbol gemacht (wenigstens ist es das Symbol der Germanisten) so weit politisch gelten zu wollen, als seine *Zunge* reicht, mithin nicht nur die deutschen, sondern auch die mehr oder minder germanisirten Stämme zu umfassen. Sobald aber dies Streben klar ward, trat dem Germanisirungseifer die ältere Kraft der ursprünglichen Nationalität, welche von Assimilation nicht wissen wollte, entgegen; so in Böhmen das Czechenthum, in Posen, Schlesien und Polen das Slaventhum, in Ungarn der Madjarismus, in Schleswig das Dänenthum. In allen diesen Ländern war die öbere Volksschicht, gleichsam der letzte Culturaufguss deutsch; sobald aber die untere halb vergessene und todtgeglaubte Schicht wieder zum Bewusstsein gelangte und erkannte, was sie verloren habe, begann auch der Kampf gegen das oben liegende, hochmüthige und drückende Element des Deutschthums. Es sind diese Streitigkeiten in tausend und aber tausend Schriften verhandelt worden, aber ich gestehe keine gelesen zu haben, worin nicht der Germanismus systematisch darauf ausgeht, den Völkern zu zeigen, dass die Deutschen die geistig Überlegenen, die Höheren, gleichsam die Braminen der

Geschichte sind. Dies wäre immer noch eine Art Unterhandlung und gütlicher Überredung gewesen, obgleich sie begreiflicherweise das Gegentheil von dem hervorgerufen hat, was man beabsichtigte, nemlich ein um so entschiedeneres Abweisen des Deutschen; nirgends ist diese Politik aber weiter getrieben, als in Schleswig, und vielleicht nirgends zugleich mit so vielen scheinbaren Gründen bekräftigt worden. Seit wie lange hat man in Deutschland erzählt, dass Schleswig ein deutsches Land sei? So lange, dass die meisten Deutschen darauf schwören möchten, und doch, wenn sie Schleswig Deutschland einverleibten, nichts Anderes an Dännemark thäten, als was im vorigen Jahrhundert an Polen verübt wurde, nur in einem etwas geringeren Maasstabe.

Ich wähle diesen Ort am Schlusse der Schrift über die Verhältnisse Schleswigs, namentlich die nationalen, ein Wort einzuschalten, mit Beziehung auf die deutsche Nation, welche in der Meinung, ein grosses Recht zu haben, grosses Unrecht hat, und die ganze Wucht nationaler Intoleranz gegen Dännemark aufbietet. Weder aber ist es die Schuld der Deutschen an sich, dass sie so Irriges glauben, — es ist ihnen fast nie anders als im Parteiinteresse vorgestellt worden — noch haben die Dänen verdient, so verläumdet und gering geachtet zu werden, wie z. B. *Arndt* und dergleichen Männer es gethan haben [1]). Der Deutsche ist kein ursprünglicher

1) *Arndt's* Feindschaft gegen Franzosen und Dänen ist bekannt, sein national-deutscher Kraftsinn genial, aber ihm fehlt die höhere Weihe des Historikers, der Blick auf das Allgemein-

Bewohner Schleswigs; der von Süden nach Norden gehende Culturstrom aber hat das allmälige Vordringen des Deutschthums auf dänischen Boden begünstigt. Die schöne Ostküste des Landes hinauf ist fast in allen Städten deutsch die Sprache der Bildung und der *dominirenden* Bevölkerung geworden: die Mitte und der Westen bergen das zurückgedrängte Dänenthum. Es ist schmerzlich in die Geschichte zurückzublicken und zu sehen, wie der vordringenden Nationalität eines fremden Volks weder von dänischen Fürsten, noch vom dänischen Volke ein Damm entgegengesetzt ist, noch schmerzlicher wahrzunehmen, dass vor Allem die germanisirten Dänen Schleswigs arge Feinde ihres kleinen schönen Vaterlandes geworden sind, und in den gehässigen Ton gegen Dännemark mit einstimmen. So wie die *homines novi* unter den Adligen die schlimmsten sind, so fürchten auch die germanisirten Dänen Schleswigs nicht für Volldeutsche gehalten zu werden, und strengen sich um so mehr an, ihr Vaterland zu verläugnen [1]). Vorzüglich in ihrem Munde lebt das einige

Menschliche und humanes Wohlwollen. Was er an einer Stelle seiner vergleichenden Völkergeschichte (S. 333 und 335) von den Dänen sagt, wird ungefähr wahr, wenn man jedes Wort umkehrt. Allein darin hat er Recht, dass die Dänen eine gewisse »Widerstäubigkeit« gegen das Deutsche haben, namentlich in der ekelhaften Gestalt des Schleswig-Holsteinismus. *Arndt* geht aber nicht den richtigen Weg, um ein gothisch-germanisches Völkerbündniss zu Wege zu bringen. Die Deutschen im Allgemeinen wollen *herrschen*, eine *Völkeraristokratie* üben; dies ist in ihren sehr angespannten und zugleich so reflectirten Nationalbestrebungen das Hervorstechendste.

1) Man hat die interessante Bemerkung gemacht, dass fast alle eifrigen Schleswig-Holsteiner, die in Rede und Schrift gewirkt

grosse Deutschland. Ein Völkerstamm, der vor 50 Jahren fast nur dänisch sprach, die Angeln, hat sich nach der bekannten Augustenburger Revolution gegen die Dänen im Landsturm erhoben. Man betrachte alle Ortsnamen bis zum alten Dannevirke hinunter, den physischen Habitus der Bewohner, ihre alten Sagen, Sitten und Gebräuche; nirgends ist es so völlig unkenntlich und vermischt, dass man nicht das tiefer liegende dänische Element auffinden könnte. Dennoch soll Schleswig ein deutsches Land sein. Die seitwärts liegenden Inseln Alsen und Aeroe, wo das Deutschthum nicht so gut hat ankommen können, haben noch glücklich die dänische Nationalität als vorherrschend bewahrt; die unter gleichem Grade liegenden Städte der Halbinsel dagegen sind verdeutscht. Und wahrlich der Deutsche hat hier leichtes Spiel gehabt, seit seine Sprache — eine unerhörte, durch das Mittelalter herbeigeführte Ungerechtigkeit — fast ausschliesslich in Kirche, Schule und Recht galt; damit ward das Dänische ohne Pflege gelassen, und in die untersten Volksklassen hineingedrängt. Es mag sein, dass der liebe Gott viel Wohlgefallen an den Deutschen findet, aber er hat auch anderen Völkern ihre natürliche Widerstandskraft verliehen, die wohl eine lange Weile schlummern kann, aber wenn man sie zum Äussersten treibt, wenn man sie als lästigen Fremdling auf heimischem Boden behandeln will, — wie es factisch mit den Dänen in Schleswig geschehen ist, — die ungefähr zu der übergelagerten

---

haben, geborene Schleswiger sind. Selbst Jütländer giebt es darunter.

deutschen Nationalität gestellt worden sind, wie die Irländer zu den Engländern — endlich sich ermannen und das lange getragene Joch abschütteln. Nur der Süden (die von *Heinr. I.* errichtete *marca Danorum* zwischen Eider und Schlei) hat volldeutsche Bewohner, alles andere Land ist allmälig germanisirt worden, doch keineswegs mit dem Erfolge, den man sich versprochen hatte. Das Dänische ist, wenn auch in verkümmerter Gestalt, ohne die nothwendigen Bildungsorgane und des geistigen Wechselverkehrs mit dem Mutterlande durch die beispiellose Sorglosigkeit früherer Regierungen fast beraubt, dennoch in Nord- und Mittelschleswig für 180,000 Menschen Volkssprache geblieben [1]): weder der Druck noch die überlegene Kraft der deutschen Bildung hat die alte Sprache überwältigen können. Indem man deutscher Seits den staatsrechtlichen Begriff des selbständigen Herzogthums Schleswigs urgirte, wollte man daraus folgern, dass die Dänen des Königreichs mit denen des Herzogthums Nichts zu thun haben dürften; dadurch sollte das Dänische in Schleswig dem herrschenden Deutschthume gegenüber schwach und

1) Demnach ist es eine einfache Forderung der Gerechtigkeit, wie es jetzt z. B. in Böhmen geschehen ist, wo ebenfalls die obere Volksschicht deutsch war, beiden Sprachen völlig gleiche Berechtigung und Pflege einzuräumen. Man ist aber deutscher Seits so weit gegangen, den 180,000 Dänen keine Gelehrtenschule bewilligen zu wollen, während die Deutschen 4 solche Institute im Herzogthume besassen! Diese Ungerechtigkeit (eine der unzählig vielen) versieht man mit dem Stempel des historischen Rechts, welches man überhaupt jetzt in Deutschland geschickt handhabt, um dem natürlichen Rechte damit den Hals umzudrehen.

wehrlos werden. Die Versuche das zurückgedrängte und verwahrloste Volksthum zu heben und mit dem Ganzen der dänischen Nation in engere Verbindung zu bringen, nannte man »dänische Propaganda.« »Die Dänen wollen Schleswig erobern« hiess es, und ganz Deutschland war über ein solches Unternehmen entrüstet. Sucht denn nicht Deutschland die Stämme wieder zu gewinnen und national zu kräftigen, welche *tempora invidia* ihm entrissen sind: die Flamingen in Belgien, die Deutschen in Elsass und Lothringen? Und sind diese nicht staatsrechtlich ganz anders geschieden vom Verbande Deutschlands, als Schleswig von Dännemark? Ist Schleswig jemals deutsches Lehn gewesen? Hat es je staatsrechtlich zu Deutschland gehört? Dennoch beschliesst eine deutsche Nationalversammlung, Schleswig Deutschland einzuverleiben. Für den Schmerz und das Recht eines kleineren Volks hat man kein Gefühl. Doch die Zukunft wird lehren, wie lange eine grosse Nation sich einer Partei annehmen wird, die Deutschland wohl Vortheil, aber keine Ehre bringt.

Die jetzigen Ereignisse aber, der Bürgerkrieg der Herzogthümer in sich, geben wiederum die warnende Lehre, welche unsägliche Übel für jeden Staat aus der vernachlässigten Nationalität erwachsen. Die Sprache macht zwar nicht das Vaterland: es giebt deutschredende Dänen, Polen, Ungarn und Böhmen die Menge, welche mit warmem Herzen der Sache ihres Volks treu geblieben sind; aber fremde Sprache und Bildung ist für die grosse Menge die Brücke zu einer neuen Nationalität, — auch die menschliche Eitelkeit und Schwäche hängt sich lieber an eine grosse, als eine kleine Nation,

— und mit fremder Bildung finden fremde Ideen Eingang, Ideen die dem Selbstgefühle schmeicheln und selbst nicht gewöhnliche Geister zum Abfall ermuntern. So hat Schleswig viele seiner begabten Söhne, weil sie deutsch erzogen waren, nach Süden ziehen sehen, mit dem eifrigen Begehren, Schleswig an Deutschland zu bringen. Selbst das Gefühl, den Seevölkern des Nordens anzugehören, ist in ihnen erloschen. Trotz dem hat die Stunde der Gefahr gezeigt, wie urplötzlich das fast zertretene dänische Nationalbewusstsein der Schleswiger sich wieder gestärkt hat, wie ihm klar geworden, warum es sich handle, wie es der Bedrückungen müde Feind und Freund unterscheiden gelernt.

Giebt es ein nationales Recht, so ist es das der ursprünglichen, aber durch die Ungunst der Culturverhältnisse unterdrückten Volksthümlichkeit. Die Übergangs- und Mischländer, in welchen ein Volksthum in das andere wie Verzahnungen einfassen, deren es in Europa bei seinem Reichthum an Stämmen so viele giebt, müssen sowohl in ihrer politischen wie nationalen Entwicklung demjenigen Lande folgen, welchem sie ursprünglich angehören. Nur wenn die grösseren Nationen Europas sich bequemen, die durch theilweise Assimilation oder durch Kriegsgewalt gemachten Eroberungen aufzugeben, ist europäischer Friede und Verbrüderung der Völker zu hoffen. Alles Andere ist eine heidnische Politik, ein fortgesetztes Recht des Stärkeren, das Überbleibsel der Barbarei. Stärkere Völker, wie die Italiener und Ungarn nehmen was ihnen zukommt; die Böhmen, Polen, Flaminger, Litauen und Finnen harren noch der Stunde völliger Erlösung und

nationaler Selbständigkeit. Es ist ein Wahn, zu glauben, dass irgend einem Stamme damit gedient sei, fremde höhere Cultur anzunehmen, so lange ihn die eigne befriedigen kann: die Nationen scheiden sich nicht, wie edelgeborene und unedle, weltgebietende und dienende, sondern wie gleichberechtigte Brüderstämme. Erst wenn man jeder Völkeraristokratie und unberufnen Grossmachtspolitik oder nationalen Hegemonie entsagt, und die kleinste Volksindividualität achtet, wie die grösste, wird aus der Verwirrung in Europa ein gesundes und kräftiges Leben emporblühen.

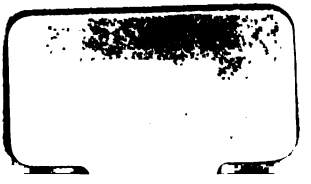
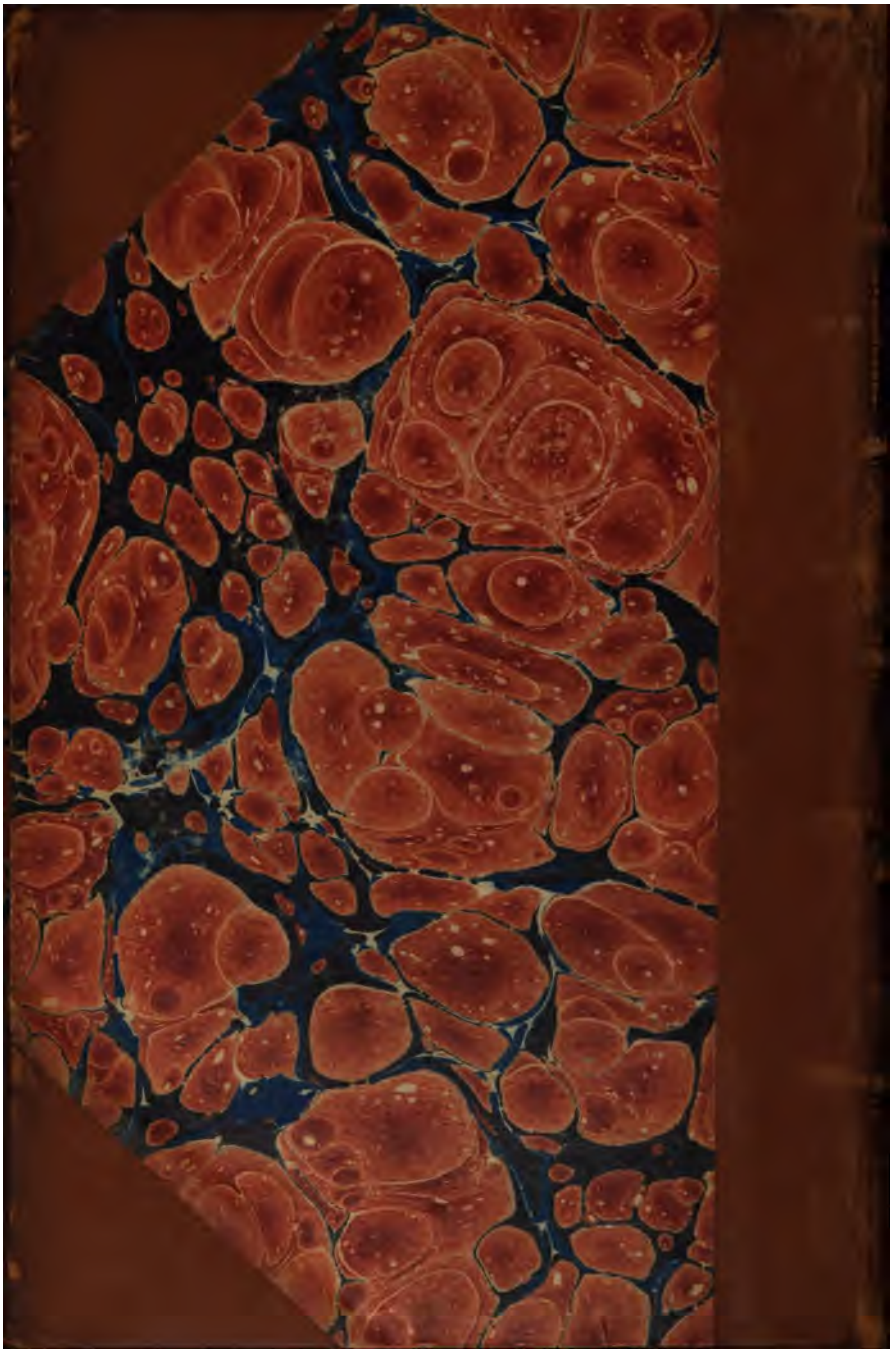
Die Ordnung der vielen nationalen Zerwürfnisse ist nur die *nothwendige Vorbereitung* der neuen Geschichtsperiode in Europa, keineswegs ein höchstes zu erreichendes Ziel. Die so unendlich gehäuften Fragen der politisch-socialen Umgestaltung aller Verhältnisse werden in weit höherem Grade die Thätigkeit der Völker in Anspruch nehmen. Die allererste und wichtigste ist die gerechtere Anordnung des Besitzes und der daran geknüpften Theilnahme am Staatsleben. Mit der Anerkennung des vierten Standes wird der erste Stand, die Aristokratie, das unheilvolle Erzeugniss des Mittelalters, absterben: Geburt und Zufall werden aufhören, die Menschen in verschiedene Kasten zu theilen. Dadurch wird das Gattungsleben der Menschheit unendlich gewinnen.

Wenn die Völker und Individuen sich vom Fanatismus der Vergangenheit befreien, namentlich den thörichten Stolz von sich thun, ihre Nation gefürchtet und mächtig zu sehen, Suprematie zu üben und Anderen Gesetze zu dictiren; wenn zum ersten Male in Europa

sich ein wirkliches Völkerrecht bildet d. h. eine Völkerdemokratie, in welcher alle Nationen gleiche Stimme haben, — bisher hat es nur ein Völkerrecht in Handbüchern und diplomatischen Künsten gegeben — wenn Vertrauen und Wohlwollen die Stämme unseres Erdtheils einander näher bringt und den Ideenaustausch beschleunigt, dann wird man das Gemeinsame im Völkerleben ebenso eifrig aufsuchen, wie man jetzt die Verschiedenheiten und Gegensätze hervorhebt. Die sogenannten panethnischen Massenbildungen, denen die Idee der Föderation der verwandten Stämme zu Grunde liegt, sind schon ein Anfang zu diesem Fortschritt. Ein germanischer Bund, eine Vereinigung der Seevölker des Nordens, (der Skandinaven und Engländer), eine Föderation sämmtlicher romanischen und aller slavischen Stämme theilt Europa naturgemäss in vier gleich starke Völkergruppen, welche ohne Eifersucht und gegenseitige Furcht sich ein ihrer socialen Entwicklung einander anschliessen können. Auch das Evangelium des Hasses gegen Russland ist unserer Zeit unwürdig; ein solches Verschmähen und Verstossen minder entwickelter Völker ist nur ein Seitenstück zu *Aristoteles'* Reden über die Sklaverei. Sie werden der Freiheit ebenso wenig entbehren können, wie andere Nationen: schon ein freies Polen wird die östlicheren Slaven mächtig vorwärts treiben. Nur wenn den Russen alle Fähigkeit des Fortschritts abginge, würde Polen eine Mauer gegen asiatische Barbarei heissen: sein historischer Beruf aber ist, ein Bindeglied der germanischen und slavischen Welt zu werden, welches die Idee der Völkerfreiheit gen Osten hin verpflanzt.

§ 7. *Schluss.*

So wie der Friede versöhnliche Gedanken erzeugt, und im Verkehr unzählige Mittel darbietet, die Völker einander näher zu bringen, so zeigt der Krieg uns die Nationen als getrennte, feindselige Körper, welche von der Idee der Volksthümlichkeit gegen einander getrieben werden und offenbart eine grössere Kluft zwischen den einzelnen Characteren und Bestrebungen der Völker, als die ruhige Stille ahnen liess. Was die Nationalität für Staat und Volk sei, begreift und fühlt man erst recht, wenn gemeinsame Gefahr alle Theile eng an einander bindet und wie mit einem Schlage belebt, wenn der Hauch der Begeisterung alle Individuen in ein grosses Ganze vereint und einem Ziele zuführt. Und so erhaben das Schauspiel eines für seine nationale Selbständigkeit kämpfenden Volks ist, welches sich gegen drohende Übermacht auflehnt, ebenso widerlich ist die angreifende, eroberungssüchtige Nationalität, welche andere Völker zu ihren Dienern und Trabanten machen will. Beispiele beider Art giebt sowohl die Vergangenheit, als die Gegenwart, namentlich im Kampfe Deutschlands gegen Dänemark. Die Philosophie der Geschichte, welche die Gesetze der menschlichen Entwicklung im Ganzen und Grossen zu erkennen strebt, muss das Allgemeine im Auge behalten: die einzelnen Theile sind ihr nur, was sie in Beziehung auf das Ganze sind. Diese universelle Tendenz, welche den philosophischen Historiker seinen rechten Standpunkt im Gattungsbegriff der Menschheit finden lässt, ist keineswegs dasjenige, was man *gewöhnlich* unter Kosmopolitismus versteht. Dem

Weltbürger ist das Nationale ein Nichtseinsollendes, eine Verirrung des menschlichen Gefühls, eine traurige Beschränktheit, oder doch jedenfalls Etwas, dessen man sich möglichst entledigen muss. Diese ganze Ansicht, welche zur Zeit der Aufklärerei so weit verbreitet war, entspringt aus einer falschen Würdigung der Bedeutung und des Werths des Individuellen im Verhältniss zum Allgemeinen und Absoluten. Es ist den Kosmopoliten fast noch immer gegangen, wie den Luftschiffern; sie haben sich bald wieder nach der festen Erde gesehnt und sind oft jählings herabgekommen. Überdies setzt der Kosmopolitismus eine Mangelhaftigkeit der Beobachtung und des gesunden Gefühls für das natürlich Schöne voraus; der Kosmopolit kann die geheimen Fäden übersehen, welche das Individuum an seine Volksart binden, welche den Volkscharacter im Character des Einzelnen wiederspiegeln, welche das Gefühl des Zusammenhangs in der Nation stärken und beleben. Wie wenig endlich aus dem Kosmopolitismus eine praktische Politik zu schöpfen ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Der Kosmopolitismus kann aber zur Wirklichkeit gelangen; das ist in der Humanität, im sittlich gereinigten Gattungsbewusstsein unseres Geschlechts; und will man von der Geschichte der Philosophie nicht blos die Freude der Erkenntniss, sondern auch einen praktischen Nutzen haben, so gewährt sie diesen, indem sie lehrt, wie das Ganze mit und durch das Einzelne fortschreitet, so dass das Gefühl für das Ganze stets lebendiger, und der Zusammenhang aller Theile ein inniger wird.